

INS NEVE LEBEN

Guete Jost, II, Kimmigstraße 37, Wien 22/3

Dieses Buch spendete

das *Kleine Blatt*

Wien V, Rechte Wienzeile 95

ANTON AFRITSCHI
INS NEVE LEBEN

VND ANDERE ERNSTE ERZÄHLVNGEN
FÜR DIE REIFERE JVGEND
BUCHSCHMUCK VON AXEL LESKOSCHEK



1 0 G R A Z 2 1
VERLAG NEVE JVGEND

2. AVFLAGE.

Druck Typographia, Graz

Inhalt

INS NEUE LEBEN	5
DER NEUE LEHRER.....	9
DER BERGMANNSSOHN	13
EINE OSTERGESCHICHTE	17
EIN WETTLAUF.....	20
EIN OSTERGESCHENK	26
FRITZENS ERSTE BERGFAHRT	33
MAX UND MORITZ.....	38
DER LETZTE HUNDERTER.....	42
UM EIN PAAR SCHUHE	45
ZWEIERLEI WEIHNACHTEN	48
Nachwort.....	53



INS NEUE LEBEN

War das ein Kreuz mit dem Franzl! Dreizehn Jahre war er alt und in die vierte Klasse ging er erst und schulgehen wollte er überhaupt nicht mehr, sondern nur strolchen mit anderen Schulstürzern. Kein Tag verging fast mehr, an dem es nicht irgendeine klage gab. Entweder eine Beschwerde vom Lehrer, daß er schon eine ganze Woche nicht in der Schule war, oder eine Vorladung zum Jugendamte, von dem dann die Mutter beauftragt wurde, doch etwas strenger auf den Jungen zu schauen, damit er nicht immer solche Dinge mache, oder gar wie das letztmal eine Vorladung zur Polizei, wo ihr mitgeteilt wurde, daß ihr Bub an einem Säckediebstahle beteiligt war und nun vielleicht gar gerichtlich abgestraft werde.

Die arme Mutter war in Verzweiflung. Sie selbst mußte zur Arbeit, hatte noch für zwei andere Kinder zu sorgen, der Vater war seit zwei Jahren im Krieg, und ihr Franzl, der älteste, der ihr nun schon eine Stütze sein sollte, machte solche Geschichten. Wenn nur der Vater schon da wäre, dann würde gewiß alles wieder gut. Er war der einzige, der auf ihren Franzl einen Einfluß hatte. Sie hatte ihn ja so lieb, ihren Franzl, und er auch sie, das wußte sie, aber was nützte das alles, wenn er täglich mehr und mehr verlotterte, nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf die ganze Familie Schmach und Schande lud. Und in all in ihrer Not niemand, bei dem sie Rat und Hilfe fand.

Sollte es denn wirklich wahr sein, was der Lehrer und was all die Nachbarn sagen? Sie sei viel zu gut für den Buben, er sei ein Lump und ein Gauner, der in eine Anstalt gehöre, in der er mehr Schläg' als Essen bekomme, und wenn es so fortgehe, werde er im kriminal oder gar auf dem Galgen enden. „hauen Sie ihn ordentlich durch!“ das war der Rat des Polizeikommissars und das war der Rat, den sie fast täglich und stündlich von jedem, von dem sie's hören wollte, bekam. Und merkwürdig, wie war es denn früher, als der Vater noch zu Hause war? Da gab's keine Schläge und nicht viel Geschrei, keine großen Aufregungen, keinen Verdruß und keinen Ärger, und alles ging seinen geregelten Gang! Der Franzl war gerade nicht einer der Besten in der Schule, aber keinen Tag versäumte er, seine Aufgaben erledigte er, zu Hause und auf der Gasse gab es keinen Anstand und auch - sonst konnte niemand klagen! Kaum aber war der Vater fort und die Mutter regelmäßig zur Arbeit gegangen, ging die Geschichte an.

„Wo wird das hinführen?“ seufzte die arme Mutter öfters auf.

Und der Franzl selbst, was sagte er dazu? Er wußte kaum, wie das alles so gekommen war. Bald nach dem Ausbruche des Krieges gab es Halbtagsunterricht, dann kam sein Lehrer fort, den er so lieb gehabt hatte, er bekam seinen ersten Fünfer im Rechnen, zu Hause dafür

Schelte und Prügel und in der Schule war's auch nicht mehr lustig. Dafür gab's in der Stadt tagtäglich etwas Neues zu sehen. Heute rückten einmal Soldaten mit klingendem Spiel und Gesang ins Feld, morgen kamen wieder Verwundetenzüge an usw. Jeder Tag brachte etwas anderes. Kein Wunder also, daß es ihn mehr hinaus auf die Straße als hinein in die Schule zog. Und dann kamen die verschiedenen Verrichtungen für die Mutter. Das Anstellen um Brot und Milch, um Fett, um Seife und um die anderen Artikel alle. Wenn auch so manches in der schulfreien Zeit zu besorgen gewesen wäre, er wußte es schon so einzuteilen, daß er die Schule versäumen konnte. Da er oft nur eine Stunde zu tun hatte, blieben ihm noch viele Stunden zum Stürzeln und Strolchen übrig. Um Gesellschaft brauchte ihm nicht bange zu sein. Eine ganze Anzahl gleichaltriger Burschen machte es ebenso wie er und nicht lange dauerte es, so war er in alle Geheimnisse dieses Vagabundenlebens eingeweiht. Er wußte genau, wie man die Straßenbahnschaffnerinnen zum besten hält und schwarz fährt, wie man auf die Straßenbahnwagen auf- und abspringt, wie man sich an die Lastenautos anhängt, wie man zu Zigarettenstummeln kommt, wie man sie raucht und wie man in weitem Bogen zwischen den Zähnen spuckt, und schließlich lernte er, wie man mit Jammermiene von Wohnung zu Wohnung schleicht, gutherzigen Leuten von dem gefallenem Vater und von der kranken Mutter und den sieben hungrigen Geschwistern erzählt, wie man die Almosen, wenn sie nicht in Geld bestanden, doch in Geld verwandeln und dafür wieder Zigarettentabak und andere schöne Dinge erwerben konnte.

Dieses Leben wäre schön gewesen; aber es hatte doch auch seine Schattenseiten. Fürs erste sah er, wie sich seine Mutter von Tag zu Tag mehr heruntergrämte, zum zweiten aber war er klug genug, sich die lebhaftesten Selbstvorwürfe zu machen. Er sah mit klaren Augen, wohin ihn der beschrittene Weg führen mußte, und wenn er auch so tat, als machten ihm alle Prügel und Schelte nichts, so war er dagegen nicht unempfindlich. Kein Tag verging, an dem er nicht gegen sich solche schwere Selbstanklagen erhob und sich gelobte, anders zu werden. Schon die wiederholten Fragen der Mutter allein, was denn wohl der Vater zu seinem Franzl sagen werde, konnten ihn zur Vernunft bringen und ihn die besten Vorsätze fassen lassen. Was aber halfen diese guten Vorsätze am späten Abende, wenn sie früh morgens schon wieder über den Haufen geworfen waren!

Nicht daß er vielleicht schon am frühen Morgen die Absicht gehabt hätte, seinen guten Vorsätzen untreu zu werden. Im Gegenteile. Jeden Morgen richtete er sich seine Schulsachen fein säuberlich her, nahm die Schultasche mit und begab sich auf den Schulweg. Aber wie weit kam er dann? Wenn nicht schon gleich beim Haustore, so doch wenige Schritte später erwartete ihn gewiß einer seiner neuen Freunde, und da gab es kein Weiterkommen mehr. Unter irgendeinem Vorwande wurde er so lange aufgehalten, bis es schon zu spät war. Seitdem er aber das letztmal wegen des Zuspätkommens ganz empfindlich gestraft worden war, blieb er lieber ganz von der Schule weg, als sich einer neuerlichen Strafe auszusetzen. So verschob er das Schulgehen von einem Tage zum anderen und faßte jeden Abend gute Vorsätze, um sie am nächsten Tage von seinen Freunden über den Haufen werfen zu lassen. Öfter hatte er versucht, gegen seine Verführer anzukämpfen. Einmal war er sogar schon beim Schultor, als ihm im letzten Momente sein Freund die Schultasche entriß und er, mochte er wollen oder nicht, seinem Freunde folgen mußte. Ein andermal war's nicht nur einer, der ihm auflauerte, sondern waren es ihrer zwei und ein andermal noch mehr. Lange Zeit hatte er gegen seine Verführer gekämpft, aber nun hatte er's schon lange aufgegeben. Jetzt lag ihm ja auch nicht mehr viel daran. Zweimal war er schon wieder sitzen geblieben, in der Schule, zu Hause, nirgends mochte man ihn mehr leiden, überall wurde er geschimpft und geprügelt, überall war er der Lump und der Gauner. Wo er erschien, gingen die Schelte und die Prügel los; einzig und allein in den Stunden, in denen er sich bei seinesgleichen befand, fühlte er sich wohl, fühlte er sich gleichberechtigt, war er auch wer, spielte er eine Rolle, war er gerne

gesehen und sogar geliebt. So sehr er auch gesunken war, er sehnte sich doch nach Liebe. Aber als nach der letzten Polizeigeschichte, zu der er eigentlich unschuldig dazugekommen war, weil er sich an den Säckediebstählen gar nicht beteiligt hatte, auch seine Mutter und seine Bruder nichts mehr von ihm wissen wollten, war ihm alles gleich. An die Möglichkeit, sein Vater könne aus russischer Gefangenschaft kommen, dachte er kaum mehr, und wenn schon, so auch mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Mehr als prügeln könne er ihn nicht, mehr als totschiagen schon gar nicht, und das war ihm ja schon alles eins. Wie oft hatte er es doch schon gehört, daß aus ihm nichts mehr werden könne, wie oft hatten ihm der Lehrer, die Nachbarn, die verschiedenen Wachleute und andere schon gesagt, daß es viel besser wäre, man würde ihn ganz hinter Schloß und Riegel sehen oder ihn schon jetzt erschlagen, damit er später nicht auf dem Galgen sein Lotterleben beenden müsse.

Und so ging die Zeit dahin. Er blieb nur mehr daheim, um die allerdringendsten Arbeiten zu verrichten und die allernotwendigsten Mahlzeiten einzunehmen. Den Vorwürfen der Mutter, die spät abends müde und abgerackert von der Arbeit kam, suchte er dadurch zu entgehen, daß er sich so schnell als möglich zu Bette stahl.

Da, an einem lauen Frühlingsabend war's, als er sich erst ziemlich spät, weil er wußte, daß die Mutter schon zu Hause sein mußte, recht gedrückt und verstohlen nah Hause schlich. Nichts ahnend öffnet er die Tür. Und was sehen seine Augen?

Am kleinen Tischchen in der Küche sitzt ein Soldat, mit dem Rücken gegen die Tür gewendet, den Kopf in die Hände gestützt. Die Mutter schafft am Herde, die übrigen zwei Geschwister sitzen am Tische. Wie ein Blitz fährt's ihm durch die Glieder: „Jesus, Maria, der Vater!“ schreit er auf. Alle Gedanken stehen still, er weiß nicht, soll er zurück, soll er nach vorne, und so bleibt er wie gebannt auf einem Fleck stehen. Und der Vater erhebt sich langsam und wendet sich seinem Kinde zu. In seiner vollen stattlichen Größe richtet er sich auf und mit einem Blicke begrüßt er sein Kind, mit einem Blicke voll väterlicher Güte, verzeihender Milde und vor allem mit einem Blick unendlicher, beseligender Liebe, einem Blicke, der dem armen Sünder bis in das Innerste seines Herzens dringt.

„Vater! Vater!“ schreit der Franzl auf, umschlingt seinen geliebten Vater und sinkt ihm zu Füßen, kauert am Boden hin und ein herzerreißendes, krampfhaftes Schluchzen durchzittert seinen Körper. Seine Tränen netzen die Füße seines Vaters.

„Vater! Vater!“ stöhnt er gepeinigt auf, „nicht böse sein Vaterl, wieder gern haben 'n Franzl, wird alles wieder gut werden. Vaterl, mein Vaterl, nicht böse sein!“

Tief bewegt blickt der Vater auf seinen Jungen. Überwältigt von der furchtbaren Gewalt des Schmerzes war er vorerst selbst keines Wortes und keines Gedankens fähig. Dann aber löste sich langsam der Bann. Heißes Erbarmen und Mitleid kamen über ihn, Tränen stahlen sich in seine Augen und das Gefühl wurde abgelöst durch ein Gefühl der Hoffnung und der Freude. Sein Sohn, das war ihm in diesem Augenblicke vollends klar, sein Sohn war noch lange kein Verlorener. Das waren nicht Tränen der Furcht, die sein Junge zu seinen Füßen weinte, das war kein Ausbruch feiger Angst, sondern das waren Tränen echter Reue, das war die hoffnungserheißende Wandlung zum Guten. Das war ein armes Menschenherz, das war sein Kind, das in dieser Stunde Trost und Hilfe suchte, das war sein Franzl wieder, der um seinen Vater, um einen Helfer und Beschützer in der ärgsten Not seines jungen Lebens warb.

„Vater! Vater! Mein Vater!“ wimmerte es wieder von unten zu ihm herauf. „Vater! Es wird alles wieder gut!“

„Franzl! Mein Franzl! Mein Bub! Ja, es wird alles wieder gut. Dein Vater ist bei dir!“ und mit diesen Worten beugte er sich über seinen Franzl nieder, zog ihn zu sich herauf, schlang ihn in seine Arme, und da weinte er sich aus. Vater und Sohn sprachen lange kein Wort; die jüngeren Geschwister waren stumme Zeugen des Glücks, Mutterl war noch immer beim Herde, sie wußte nicht, wie ihr geschah, nur das eine wußte sie, jetzt wird alles wieder gut. Und als der Vater, nachdem sich der Franzl etwas beruhigt hatte, an seinen Jungen die leise Mahnung richtete: „Und die Mutter? Hast du ihr nichts zu sagen?“ und sich Franzl an den Hals der Mutter warf, da konnte sie ihren Tränen, deren sie sich so lange zu erwehren suchte, nicht mehr Halt gebieten.

Bis in den späten Abend hinein plauderten sie miteinander. Der Vater erzählte von seinen Erlebnissen, von den furchtbaren Entbehrungen, die er in der Gefangenschaft erlitten hatte, schilderte die trostlosen, schneeigen Steppen Sibiriens, die er tage- und wochenlang durchwandern mußte und wo er als einzige lebende Wesen die Krähen zu Gefährten hatte. Er erzählte von dem entsetzlichen Elende, das er selbst in den Bergwerken Sibiriens erlitten, und erzählte von der Not und dem Leide seiner Schicksalsgenossen. „Nun aber ist es endgültig und für immer vorbei!“ rief er frohlockend aus, und nun schmiedete er Pläne für die Zukunft und Franzl war der eifrigste Zuhörer, um so mehr, als der Vater mit keinem Worte der Vergangenheit im Leben Franzls Erwähnung tat und eine diesbezügliche Bemerkung der Mutter mit der kurzen Erklärung beantwortete, dies alles sei jetzt vergessen, über diesen dunklen Punkt sei ein- für allemal ein dicker Strich gezogen und für Franzl müsse nun ein neues Leben beginnen.

Und am nächsten Tage begann bereits dieses neue Leben für Franzl! Am nächsten Tage ging der Vater mit ihm in die Schule, hatte eine längere Unterredung mit der Lehrerin und mit dem Direktor, die eine Umschulung des Franzl zur Folge hatte. In der neuen Umgebung fühlte er sich nicht mehr so beschämt, konnte frisch anfangen und versuchen, das Versäumte einzuholen. Bloß einigemal brauchte der Vater seinen Jungen zu begleiten, damit seine Kollegen von früher einsehen lernten, daß es nun mit dieser Kameradschaft sein Ende hatte. Und merkwürdigerweise, das neue Leben war gar nicht so schwer, wie er sich's früher öfter vorgestellt hatte. Sicher und fest führte ihn sein Vater auf dem begangenen Pfade nach vorwärts, nach aufwärts, und als der Vater nach seinem Urlaube wieder selbst zur Arbeit mußte, nahm er ihn einige Tage vorher an der Hand und führte ihn in einen Hort, der seinen Kindern wirklich ein Hort im wahrsten Sinne des Wortes war. Dort gab der Leiter dem Vater den Handschlag, mit ihm zu wirken und zu schaffen, den Jungen den Weg ins neue Leben zu führen, und der Junge gelobte dem Leiter des Hortes mit einem kräftigen Handschlage, seinen Teil dazu beizutragen.

Und heute: Es ist fast ein Jahr geworden. Franzls Vater kommt wieder einmal zum Lehrer seines Jungen und hört, daß dieser mit ihm sehr zufrieden ist, daß es vorwärts geht, und der Vater erscheint beim Hortleiter und auch dieser berichtet ihm, daß es vorwärts und aufwärts geht, daß Franzl sein Gelöbnis hält wie ein Mann, daß der Vater beruhigt in die Zukunft blicken kann.

Freudig und stolz nimmt Franzl die anerkennenden Worte seines Vaters entgegen mit dem besten Vorsatze, nicht mehr abzuweichen von der betretenen Bahn, fest und sicher zu wandeln den Weg ins neue Leben.



DER NEUE LEHRER

Nicht von meinem allerersten Schultage will ich erzählen, sondern von einem anderen ersten Schultage, der mir mein ganzes Leben lang unvergeßlich bleiben wird.

Wir waren in der vierten Klasse der Schrecken unseres Lehrers gewesen, eine schreckliche Bande, wie uns der Lehrer so ein dutzendmal des Tages nannte. Und alle seine Strafmittel fruchteten nichts. Wir konnten ganze Nachmittage in der Schule bleiben müssen, wir konnten stundenlang in der Hundehütte seiner Wohnung Dunkelarrest absitzen müssen, wir konnten hundertmal schreiben müssen: „Ich darf in der Schule nicht lärmern“, oder: „Ich darf gegen meinen Lehrer nicht frech sein“, es nützte nichts. Wir waren eine Bande, die es sich zum Ziele gesetzt hatte, den Lehrer zu ärgern, und je mehr er strafte, desto ärger nur trieben wir es. Es kam so weit, daß wir ihn sogar auf offener Straße verspotteten. Lebhaft erinnere ich mich noch eines Schultages, an dem wir uns hinter den Bäumen des großen Benediktinerplatzes versteckt hatten und, als unser Lehrer den Platz passierte, hinter den Bäumen hervor unser Spottlied sangen. Was machte uns sein entsetztes Zusammenfahren, was scherte uns sein wiederholtes Aufstöhnen in der Schule, was kümmerte es uns, wenn er sich verzweiflungsvoll mit beiden Händen in die Haare fuhr und sein Geschick, daß er solche Bengel haben müsse, verfluchte! Wir sahen in ihm unseren Feind und je mehr er strafte, desto ärger trieben wir es, und, was für den bedauernswerten Lehrer das schlimmste war, wir beherrschten die ganze Klasse; wer nicht gegen den Lehrer war, galt als verfemt und hätte die Folgen zu kosten. Mit knapper Not, vielleicht wohl auch um uns los zu kriegen, stiegen wir in die fünfte Klasse auf.

Und nahezu vollzählig versammelte sich die ganze Vierte am ersten Schultage des neuen Schuljahres im Schulzimmer der Fünften. Die erste Frage war natürlich, was wir für einen Lehrer bekommen werden. Der alte Lehrer der Fünften, hieß es, sei Inspektor geworden und

wir bekämen einen anderen. Nicht lange dauerte es und wir wußten es. Ein neuer Lehrer, einer, der just erst Lehrer geworden war, hatte provisorisch die Klasse übernehmen müssen.

Ich sehe ihn noch, wie er das erstmal ins Zimmer trat. Ein blutjunger, hochaufgeschossener Mensch, schlicht gekleidet, etwas blaß, ein kleines Schnurrbärtchen, lockiges, schwarzes Haar und schwarze Augen mit einem eigenartigen, für sein jugendliches Alter sehr ernsten und forschenden Blick. Als er das Zimmer betrat, stieß ich meinen Freund an: „Du, Scheriau, bei dem wird's a Hetz!“ „Das glaubst,“ war seine Antwort, und an allen Ecken und Enden gab's ein ähnliches Geraune und Geflüster. Als er uns aber bald darauf mit seinem eigenartigen Blicke so forschend und durchdringend ansah, verstummte das Geflüster und der Gang zur Schulmesse ging sehr geordnet vor sich. Nach der Schulmesse mußten wir in die Klasse zurück und der neue Herr Lehrer hielt seine erste Schulstunde. Uns ließ er auf den Plätzen, auf denen wir eben saßen, er setzte sich zum Katheder und begann mit uns zu reden, wie nie ein Lehrer mit uns gesprochen hat. Sein ernster, forschender Blick durchstreifte die Klasse; bei uns, wir waren natürlich das ganze „Kretzel“, die Haupträdelsführer der Vierten, beisammen, bei uns, so schien es uns, verweilte sein Blick etwas länger, er schien uns besonders studieren zu wollen, sein Blick drang ins Herz. Ich weiß nicht, wie es war, aber keiner von uns vermochte ihm standzuhalten. Und er begann:

„Meine lieben jungen Freunde! Wir sollen nun lange Zeit, vielleicht ein ganzes, langes Jahr, beisammen sein. Ich soll euer Lehrer, ihr sollt meine Schüler sein. Ich habe euch meine Freunde genannt. Glaubt mir sicher, es ist mein einzigster, innigster Wunsch, daß es dazu kommt, daß ihr nicht bloß dem Namen nach, sondern wahrhaftig und wirklich meine Freunde werdet, daß wir uns recht bald lieb gewinnen. Was an mir liegt, werde ich tun, um eure Freundschaft zu gewinnen. Wie aber steht es mit euch? Bis jetzt sind, wie ich weiß, viele von euch,“ und dabei haftete sein Blick sekundenlang auf unseren Bänken, „redlich und nach allen Kräften bemüht gewesen, kein solches Gefühl zwischen sich und ihrem Lehrer aufkommen zu lassen, bis jetzt haben viele unter euch in ihrem Lehrer nur ihren Feind erblickt und alles getan, um ihm das Leben so sauer als möglich zu machen. Daß auch sie selbst dabei nicht gut gefahren sind und sich in der Schule und daheim so viele der schönen und herrlichen Kindertage vergällt und verdorben haben, das bedachten sie nicht, und wenn sie es auch bedachten, war ihnen das Gefühl, ihrem Lehrer einen Possen gespielt zu haben, wertvoller, als das Bewußtsein, sich und ihren Eltern Verdruß und Ungemach zu ersparen. Soll es auch in Zukunft so bleiben? Soll es auch zwischen uns so werden? Nein, so weit darf es zwischen mir und euch nie kommen! Ich werde trachten, daß es nicht so wird, und ihr, auch ihr könnt anders sein, wenn ihr wollt. Ihr seid um ein Jahr älter und gewiß auch vernünftiger geworden und darauf baue ich meine Hoffnungen. Ich hoffe, daß ihr einsehen werdet, daß die Schule eine für das Leben notwendige Einrichtung ist, daß der Lehrer nicht bloß dazu da ist, euch euer junges Leben zu verbittern, sondern daß er eben die Aufgabe hat, euch Unterricht zu erteilen und an eurer Erziehung mitzuarbeiten. So wie ihr da, gehen auf dem ganzen Erdball Tausende und aber Tausende, Millionen und Millionen Kinder zur Schule, und Tausende und Millionen von Eltern erwarten von der Schule und von ihren Lehrern, daß ihre Kinder in der Schule die notwendige Vorbereitung fürs Leben finden. Und die Lehrer erkennen ihre Aufgabe und suchen sie nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen.“

„Ihr,“ und wieder sah er mit durchdringendem Blick auf unsere Bänke hin, „ihr, die ihr bisher in der Schule nur einen lästigen Zwang, in dem Lehrer euren Feind erblickt habt, habt ihr je einmal über die Stellung eines Lehrers nachgedacht? Habt ihr einmal gedacht, wie der Lehrer am ersten Tag in die Schule kommt und seine Klasse mustert, mit der er nun ein Jahr lang zusammenarbeiten soll, habt ihr geforscht und gedacht, welche Gefühle er dabei haben mag? Ich will es euch sagen: Ich sehe durch die Klasse. Über sechzig seid ihr beisammen. Keinen

einzigsten kenne ich noch und doch habe ich das Bestreben, recht bald jeden einzelnen von euch allen, alle recht lieb zu bekommen. Werden sie alle auch mich lieb haben? Das ist die große Frage, die ich in diesem Augenblick an die Klasse stelle. Werden nicht einzelne darunter sein, die mich hassen und bekämpfen. bloß weil ich ihr Lehrer bin? Werden es nur einzelne, die noch so verblendet und noch so dumm sind, oder werden es viele sein? Soll dieses kommende Jahr für mich ein Jahr der Lust und der Freude oder soll es ein Jahr des Kummers und Ärgers und der Sorge sein? Das sind die Fragen, die nicht nur ich mir, sondern die sich alle Lehrer und Lehrerinnen aller Schulen an diesem Tage stellen, und die Antwort werdet ihr, liebe Freunde, durch euer Verhalten zu geben haben. Nicht allein die Lehrer können ihren Schülern das Leben verbittern sondern umgekehrt entscheiden auch die Schüler über das Los ihres Lehrers für ein ganzes Jahr.

Besonders viel hängt für mich von eurem Verhalten ab. Ich komme das erstemal zu euch, mit viel Freude und Liebe zu meinem Amte, bei euch liegt es, mir diese Freude zu bewahren oder sie mir zu rauben. Mit leisem Bangen habe ich die Nachricht erhalten, daß ich eure Klasse übernehmen muß. Warum sie verrufen sei, habe ich gefragt, und mir wurde gesagt, daß die Mehrzahl der Schüler ungezogene Arbeiterkinder seien. Daß ihr Arbeiterkinder seid, das schreckt mich nicht. Auch ich bin ein Arbeiterskind. Mein Vater ist schon lange tot und daheim wartet mein altes Mütterlein mit Sehnsucht und Bangen, daß ich ihr meinen ersten Verdienst heimbringe, ihr, die sich die letzten Bissen vom Munde sparte, und mit ihr wartet mein kleines liebes Schwesterchen. So warten auch eure lieben Eltern, die sich für euch sorgen und plagen, bis ihr ihnen helfend unter die Arme greift. Während die Kinder reicher Leute noch lange, noch viele Jahre studieren und ihr mangelhaftes Wissen erweitern können, verlasset ihr schon in kurzer Zeit für immer die Schule. Ein Grund mehr für euch, doppelt fleißig zu sein, und ein Grund mehr für mich, auf euch Arbeiterkinder doppelte Mühe und Aufmerksamkeit zu verwenden. Ein im Leben viel gebrauchter Spruch lautet: „Wissen ist Macht!“ Heute vermögt ihr die Bedeutung dieses Spruches noch nicht zu erkennen. Aber das eine müßt ihr wohl begreifen, daß derjenige, der mehr weiß, im Leben viel leichter fortkommen kann, als der, der weniger weiß. In der Schule schon müßt ihr euer Wissen erweitern, und in unserer Klasse haben wir gar ein großes Stück Arbeit zu bewältigen, die um so leichter bewältigt werden kann, je mehr sich Schüler und Lehrer verstehen, je mehr Schüler und Lehrer zu Freunden werden.

Ob eine solche Freundschaft zwischen Lehrer und Schülern möglich ist, diese Frage lese ich auf euren Gesichtern. Ich glaube ja. Sie wird anders sein als eure Freundschaft mit Schulkollegen aber sie kann ihr nahekommen. Wie soll ich euch das nur deutlich machen? Haben einige von euch das Glück, einen Vater zu besitzen, der zwar streng, aber gerecht ist, keinen Fehler durchgehen läßt, aber einsichtsvoll genug ist, eure Fehler, die oft genug aus eurem jugendlichen Übermut entspringen, zu verzeihen, weil er weiß, daß eure Schwächen zum großen Teil in den noch mangelhaft ausgebildeten Charakteranlagen beruhen, und haben manche von euch Väter, zu denen sie jederzeit um Rat fragen kommen können und zu denen sie ein solches Vertrauen haben, daß sie vor ihnen keine ernste Sache verschweigen können? Sehen diese Kinder in ihrem Vater nicht auch mehr ihren Freund als ihren Vater?

Ein solcher väterlicher Freund, das ist mein Bestreben, möchte ich euch sein. Ich will Nachsicht haben mit allen, die nur mit mangelhaften Fähigkeiten ausgerüstet sind und darum im Unterrichte nicht so nachkommen können wie die anderen. Was ich von ihnen verlange, ist Fleiß, Fleiß und wieder Fleiß. Ich werde mit ihnen Geduld haben, und mit vereinten Kräften wird es uns gelingen, das zu leisten, was die Schule von uns fordert. Ich werde auch Nachsicht haben mit jenen, die es schwer vermögen, ihren jugendlichen Übermut im Zaume zu halten. Was ich von diesen verlange, ist, daß sie ernstlich bestrebt sind, alles zu

unterlassen, was geeignet ist, dem Ansehen der ganzen Klasse zu schaden und mein Vertrauen und meine Hoffnungen auf sie zu erschüttern.

Es ist etwas eigenes um das schöne Wort Schülerschuld und Klassenstolz! In eurer Hand liegt es, aus der Fünften eine Musterklasse zu machen. Und darum soll es bei uns nicht vielleicht recht traurig sein. Im Gegenteile, lustig soll es sein, spielend wollen wir lernen. Euch und mir soll die Schule eine Freude sein.

Und nun stelle ich nochmals an euch die Frage: „Wollt ihr meine Freunde sein? Wollen wir zusammenhalten in allen schweren Dingen? Wollt ihr auf eure Kollegen einwirken, daß alle begreifen, was Schülerschuld ist, und vor allem, wollt ihr mir Vertrauen entgegenbringen? Antwortet, Kinder!“

Hochaufgerichtet stand der junge Lehrer da. Begeistert und leidenschaftlich hatte er gesprochen. Es kam vom Herzen und ging zu Herzen. Ich fühlte es, wie es mir einige Male kalt über den Rücken lief. Stumm und andächtig hatten wir seinen Worten gelauscht. Und als er nun an uns die Aufforderung richtete, die wie eine Aufforderung zu einem Gelöbniß klang, erscholl ein vielstimmiges, begeistertes „Ja!“

„Jungens“ rief der Lehrer wieder aus, „erhebt euch von euren Plätzen in diesem feierlichen Augenblicke!“

Ein Ruck, und die Klasse stand. Hell leuchtete des Lehrers Blick.

„Ich hoffe und vertraue auf euch, ich glaube mich nicht zu täuschen. Ihr, die ihr nun bald junge Männer seid, habt mir euer Wort gegeben. Ich glaube, daß ihr es halten könnt, und wenn einer von euch schwach werden sollte, werde ich ihn an sein Wort erinnern. Aber ihr dürft nicht schwach werden. Wie starke junge Männer müßt ihr sein, die bereits wissen, was ein Manneswort ist. Ich sehe es aus euren Gesichtern, daß es euch ernst mit eurem Versprechen ist. Ihr habt mir heute einen schönen Tag gemacht. Möge es viele solche schöne Tage in unserer Klasse geben, möge unsere Schule euch, euren Eltern, mir und meinen Vorgesetzten zur Freude werden, das wünsche ich von ganzem Herzen, mit ganzer Seele. Bleibet meine Freunde! Setzt euch, Kinder!“

Damit war die erste Schulstunde des neuen Lehrers beendet. Das Schulgebet noch und dann ging es zur Schule hinaus. Voran unser junger Lehrer. Freude und Zuversicht glänzten aus all seinen Mienen. Stolz ging er der Klasse voran. Und merkwürdig, wir alle suchten noch einen Blick von ihm zu erhaschen, und für alle hatte er am Nachhauseweg ein paar freundliche Worte. Was uns noch nie passiert war, für alle von uns hatte er einen warmen Händedruck. Mit Neid blickten die Schüler der anderen Klassen auf uns, und wir, wir waren stolz auf unseren neuen Lehrer.

„Du, das ist einer,“ „Das ist ein fescher Kerl,“ „Ich bin schon auf morgen neugierig,“ „Mir hat er die Hand gegeben,“ „Mir auch,“ „Mir hat er ein schönes Buch versprochen,“ „Ich muß ihm meine Markensammlung zeigen,“ „Zu mir kommt er meine kranke Mutter besuchen.“ Solche und ähnliche Rufe hörte man und mit Begeisterung sprach jeder von dem neuen jungen Lehrer.

Und von diesem Tag an war mir die Schule eine Freude. Von Tag zu Tag gewannen wir unseren Lehrer lieber, aber auch er liebte uns wie seine eigenen Kinder. Oft genug erklärte er, daß wir alle zusammen eine große Familie seien. Wir sind es geblieben bis zum Schlusse.

Meisterhaft hatte er es aber auch verstanden, unsere Anhänglichkeit und Liebe zu gewinnen, und was das merkwürdige war, gerade die, die in der Vierten der Schrecken des Lehrers waren, waren in der Fünften seine Lieblinge.

Heute, nach vielen, vielen Jahren gedenke ich noch mit Freuden meines lieben Lehrers. Vor wenigen Jahren besuchte ich ihn und meine Freude war groß, als er sich meiner noch erinnern konnte, als er ein Halbdutzend meiner Schulkollegen mit mir aufzählte und mit leuchtenden Augen ausrief: „Alle, alle habe ich sie durchgebracht, alle habe ich gern gehabt. Mit solchen Schülern ist es eine Freude Lehrer zu sein!“

„Und mit einem solchen Lehrer eine Freude Schüler zu sein,“ war meine Antwort.



DER BERGMANSSOHN

Eine Bergmannsgeschichte.

„Schäme dich! Du ehrst den Stand deines Vaters nicht! Du ehrst die Arbeit nicht!“ So herrschte der Bergmann Richard Ortner seinen sechzehnjährigen Sohn Richard an, der schon vor zwei Jahren die Schule verlassen hatte und nun das zweitemal von der Stadt nach Hause kam, wo er einmal bei einem Tischler, das zweitemal bei einem Kaufmann in der Lehre war, aber nirgends bis ans Ende seiner Lehrzeit ausgehalten hatte. „Was wird aus dir werden?“ greinte der Vater fort. „Ich werde immer älter und, schwächer und es wird mir infolge meiner Krankheit immer schwerer und schwerer, für euch alle zu sorgen. Anstatt, daß du nun bald mithelfen würdest zu verdienen, müssen wir für dich noch Opfer bringen. Und alles umsonst!

Nirgends hältst du es aus, überall ist es dir zu schwer. Schäme dich! Überlege es dir zum letztenmal, was du werden willst, noch einmal versuche ich es mit dir, aber dann ist es aus.“

Trotzig und mürrisch ließ der Gescholtene den Zorn seines Vaters über sich ergehen. Was er werden will? Das will er seinem Vater nicht sagen. Er hat viel gelesen über Abenteuer im fernen Westen und über Abenteuer auf hoher See und über Gefechte und Schlachten, und da möchte er mittun. Entweder ein Soldat möchte er werden oder zur Marine möchte er gehen, nur nicht in die Werkstätte oder hinter das Kaufmannspult, wo es keine Gefahren zu bestehen, keine Abenteuer zu erleben gibt. Aber seinem Vater will er nichts sagen, der es am liebsten sähe, wenn er mit ihm in die Grube ginge, um mitzuverdienen und ihm die Sorge um die Erhaltung der Familie zu erleichtern. Auch seiner Mutter, die er so innig liebt, sagt er's nicht, am allerwenigsten jetzt, wo sie wegen der Krankheit des Vaters in so großer Sorge ist. Heute ist Samstag, am Montag soll der Vater nach sechswöchiger Krankheit das erstmal zur Arbeit gehen. Bis dorthin wird er sich die Sache überlegt haben. Wenn er's übers Herz bringen kann, verläßt er ganz einfach das Vaterhaus und geht zu Schiff, um in einigen Jahren als wohlhabender Farmer oder als tüchtiger Schiffsmann zu seinen Eltern zurückzukehren. So denkt Richard, bleibt dem Vater die Antwort schuldig und verläßt, auf die weiteren Ermahnungen des Vaters nicht achtend, die Stube.

Sonntag abend ist's. Frau Elise bringt ihre Kinder zu Bette. Sie ist heute in großer Aufregung. Morgen soll ihr Mann nach sechswöchiger Krankheit wieder zur Arbeit gehen. Gerne hätte sie gesehen, wenn er sich noch einige Zeit hätte erholen können. Aber es ging nicht, zu sehr hatten sie alle schon Not gelitten. „Kinder! Kinder!“ ruft sie dem sechsjährigen Franzl, der achtjährigen Elsa und dem zehnjährigen Willi zu, „morgen geht Vater wieder zur Arbeit. Hoffen wir, daß er's auch aushalten kann und daß er wieder fleißig verdient. Gedenkt, Kinderchen, wie er sich plagt und wie er trotz seiner langwierigen Krankheit immer wieder zur Arbeit zurückkehrt, um für uns, die er alle so innig liebt, zu sorgen. Gedenkt eures guten Vaters in Liebe, und wenn ihr größer werdet, trachtet, diese Liebe durch euren Fleiß und durch eure Dankbarkeit zu lohnen.“ Die letzten Worte richtet sie hauptsächlich an den eben eintretenden Richard, der die Worte auch vernommen hat und dem darin enthaltenen Vorwürfe mit scheuem Seitenblick ausweicht.

Und die Kinder gehen zu Bette. Nach einer Stunde sieht die besorgte Mutter nach. Überall hat sie noch etwas zu nesteln. Dem Kleinen richtet sie das Deckchen, dem anderen das Pölsterchen, und so kommt sie auch zum Bett ihres ältesten, der sorglos zu schlafen scheint. Sinnend betrachtet sie ihn lange und gedenkt der vielen Sorgen, die gerade er, ihr Liebling, ihnen bereitete. Sie gedenkt des armen Vaters, wie er sich seinetwegen kränkt, und sie gedenkt der stolzen Hoffnungen, die sie in ihren Richard setzten, und vor namenlosem Weh, von Sorge und Kummer übermannt, sinkt sie vor dem Bett ihres Kindes in die Knie. „Richard! Richard!“ stöhnt sie schmerzerfüllt auf, „Richard du hast kein Herz? Siehst du nicht, wie Vater und Mutter leiden?“ .

Tränen stürzen ihr in die Augen, und still weinend, am Bett ihres Kindes kniend, trifft sie der Vater an, der eben heimkehrt. „Mutter Elise, gräme dich nicht! Er ist gut, unser Richard, er ist im Grunde seines Herzens gut. Er wird schon noch rechtzeitig zur Einsicht kommen, habe Geduld.“ Und er küßt seine Frau inniglich und richtet sie auf, und sie drückt einen langen Kuß auf die Stirne ihres Sorgenkindes, und beide verlassen die Schlafstube der Kinder.

*

Montag früh. Frau Elise schafft geschäftig am Herd. Ihr Mann ist fort zum ersten Tagewerke nach langer Krankheit. Mit heißen Segenswünschen hat sie ihn zur Türe geleitet. Neue Sorgen beunruhigen sie. Wird er nun wohl stark genug sein zu seiner schweren Arbeit? Kommt er nicht vielleicht zurück, um wieder so lange krank zu sein? Ist nun die furchtbare Not endlich und wirklich vorbei? So gerne sie dem geliebten Manne noch einige Tage der Erholung gegönnt hätte, aber sein Verdienst war nicht mehr zu entbehren.

Doch horch, was ist das? Ein dumpfer Knall. Das Haus bebt. Die Fenster Klirren. Und noch ein Knall. „Um Gottes willen, was war das? Sollte ein Erdbeben ... Sollte in der Grube ... Um Gotteswillen, nein, nein...“

Hastig eilt sie ins Zimmer der Kleinen, reißt die Fenster auf und starrt hinaus auf die Gasse, in die dunkle Nacht und hinüber zum Schacht, wo ein schwacher Lichtschimmer den Eingang weist.

Dunkle, bewegliche Massen entsteigen dem Schacht, und nun hört sie langgedehnte Klagerufe, lautes Weinen und Heulen. Und nun ertönen Hornsignale und schrilles Pfeifen, Nebelhörner und Glockengeläute. Einzelne Rufe kommen näher: „Feuer in der Grube! Schlagende Wetter! Viele Leute tot!“

„Um Gotteswillen, der Vater!“ schreit Elise auf und sinkt in die Knie und betet. Die wachgewordenen Kinder heulen, nur Richard ist mit einem Satz aus dem Bette, schlüpft in seine Kleider und springt zur Türe hinaus. Laut klagend folgt ihm die Mutter. Sie stürzt hinaus zum Schacht und gesellt sich zu den Hunderten von Frauen und Kindern, die dort in banger Sorge auf Nachricht warten.

Die Nacht ist dem Tage gewichen. Einem Tage, schaurig und grauenvoll, einem Tage des Elends und des Entsetzens.

Was find die Tage der Schlachten, wo Männer sterben und zu Krüppeln werden? In wogendem Schlachtengetümmel geht das Todesröcheln des einzelnen unter. Das Stöhnen der Verwundeten wird übertönt von Kanonendonner und Flintengeknatter, über Tote und Verwundete schreiten die Hufe der Pferde und die Tritte der Überlebenden.—

Aber hier auf dem Schlachtfelde der Arbeit! Auf einen kleinen Raum zusammengepfercht, hunderte von Menschen. Mütter, Väter, Frauen, Bräute, große und kleine Kinder. Alle erfüllt von namenlosem Weh. Alle klagend und heulend, weinend und rasend, zu einem bestimmten Ziele drängend, jeder einzelne in dumpfer Angst sein Schicksal erwartend.

Die Rettungsarbeiten haben begonnen. Die Menge weicht nicht vom Platze. Stundenlang harren die verzweifelnden Menschen. Längst schon ist die Nacht dem Tage gewichen und weitere Stunden vergehen. Die Sonne steht im Zenit. Immer trostloser werden die Nachrichten, immer trostloser das Bild vor der Grube. Und wieder vergehen Stunden und es wird Abend. Jetzt werden die ersten Toten zutage gebracht. Viele Hunderte sind vermißt, ein kleiner Teil ist erst geborgen.

Noch immer steht Frau Elise beim Grubeneingange. Sooft sie auch von Ordnungsmännern mit der Menge zurückgedrängt wird, immer wieder strebt sie nach vorn. Ihr Mann gehört zu den Vermißten, das ahnt sie bereits. Zwei Leichen werden wieder heraufgebracht. Und jetzt sieht sie ihren Richard, den sie den ganzen Tag nicht gesehen, sieht ihn, sich auf eine dieser Leichen werfen. Sie weiß alles. Sie will vorwärts. Doch vor ihren Augen wird es Nacht. Der

Ordnungsmann, dem sie früher geflucht, er ist der einzige, der sich jetzt um sie kümmert. Er reißt sie auf, um sie vor dem Zertretenwerden zu schützen.

*

Spät nacht ist's. Frau Elise und ihre vier Kinder kauern auf dem Bette der Mutter und dem nun verlassenem Bette des Vaters zusammen. Die Mutter weint, die Kinder weinen. „Was jetzt?“ ruft die Mutter klagend aus, „was werden wir jetzt beginnen? Die armen, armen Kinder!“ Und Richard starrt zur Decke empor. Noch klingen ihm die milden Worte des Vaters ins Ohr: „Er ist gut.“ Er hat ja nicht geschlafen, wie Vater und Mutter meinten. Noch fühlt er die Küsse seiner Mutter auf der Stirne. Nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst erhebt er sich von seinem Lager, geht zur Mutter hin, umschlingt sie und tröstet sie: „Mutter, liebe Mutter, Sorge dich nicht so sehr! Morgen fahre ich in die Grube ein. Von morgen an helfe ich mit, und wenn ich auch anfangs nicht so viel verdienen werde wie der Vater, ich werde fleißig sein und lernen. Mutter, liebe Mutter, glaube es mir, bei dem Andenken unseres lieben Vaters schwöre ich's dir.“

„Du, du; in die Grube? ... Richard, weißt du wohl, was du sagst? ... Jetzt, nachdem sich dieses entsetzliche Unglück ereignete?“ ...

„Vielleicht auch gerade darum. Ich weiß nun, daß auch die Arbeit ihre Gefahren hat und mutige Leute braucht, daß es auch in der Grube ein Heldentum gibt, und ich weiß aber auch, Mutter, daß ihr nun meine Arme braucht.“

„Er ist gut, unser Richard, er ist im Grunde seines Herzens gut, unser Richard, hat gestern der Vater gesagt,“ flüstert die Mutter, und weinend vor Schmerz und Freude umschlingt sie ihren Sohn. Eng umschlungen beraten die beiden, und der junge Bergmann erzählt von der Zukunft, wie er seiner Mutter ein treuer Helfer, seinen kleinen Geschwistern ein guter Vater werden will. Stolz leuchten seine Augen voll Tatendrang und Kampfesmut. Stolz blickt die Mutter auf ihren Sohn, und wiederholt flüstert sie noch selig und verklärt: „Er ist gut, unser Richard, im Grunde seines Herzens gut.“

Und langsam weicht die Nacht dem neuen Tage, einem neuen schauerlichen Tag, an dem Hunderte von verzweifelten Menschen ihre Lieben zur letzten Fahrt geleiten und an dem viele junge Menschen ihre erste Grubenfahrt antreten, unter ihnen Richard Ortner, der junge Bergmannssohn, den die Mutter mit einem bewegten „Glückauf!“ zur Einfahrt begleitet.





EINE OSTERGESCHICHTE

Immer zur Osterzeit, am Karsamstag, wenn das erste mal wieder die Glocken läuten, werde ich an eine Geschichte erinnert, die sich in meiner Kindheit in meinem Heimatdorf, einem kleinen Fabriksort in Kärnten, abspielte, an die Geschichte vom Postmichelhans.

Dieser Postmichelhans, ein Fabriksarbeiter, war ein eigenartiger Mensch. Ich sehe ihn heute noch, den Mann in den Fünfzigerjahren, mit schönem dunkelroten Vollbart, seiner hohen, breitschultrigen Gestalt und vor allem mit seinem freundlichen, lieben Lächeln und seinen gutmütigen schönen Augen. Selbst Vater von fünf noch unmündigen Kindern, die er innig liebte, war er auch gegen die anderen Kinder lieb, leider aber nur dann, wenn er nüchtern war, und leider aber gab es recht viele Tage im Jahre, an denen das nicht der Fall war. Der Postmichelhans, das sagten alle Leute, wäre der beste Mensch gewesen, wenn er nicht den einen Fehler gehabt hätte, den einen großen Fehler, wenn ihm nicht seine Schnapsflasche lieber gewesen wäre als sein Weib, seine Kinder und er sie nicht mehr geliebt hätte als sich selbst.

Wir waren Nachbarsleute mit dem Postmichelhans und lebten mit seiner Familie alle Freuden und alle Leiden in einem Hause durch. Die Hälfte der Woche bestand aus Freudentagen, die andere Hälfte aber waren Tage des Leides. Und das kam so. Um Samstage war Zahltag und da wanderte der Postmichelhans, wie die vielen anderen Fabriksleute, auch in die nahe Stadt, da wurde eingekauft, und unter vielem Nützlichen auch eine recht unnütze und gar schädliche Sache. Einen Liter Spiritus brachte er immer von einem solchen Einkaufe heim, daheim dann wurde der Spiritus in zwei große Sauerbrunnflaschen verteilt, mit Wasser vermischt, und am Sonntag früh war der Schnaps fertig. Da wanderte er so alle viertelstundenlang zu der Wandnische, zu der nur er allein den Schlüssel hatte, und da kam es auch, daß schon mittags der Vater recht lustig war, die Mutter mit den Kindern aber immer trauriger wurden. Und sosehr sich sonst die Kinder um den Vater scharten, sosehr zogen sie sich nun auf die Seite, und sosehr er ihnen sonst ein lieber Vater war, sosehr gab's nun Schelte und Püffe und sogar Fußtritte. Der Postmichelhans „rappelt“ schon wieder, war die Losung des ganzen Hauses und der ganzen Nachbarschaft. Je öfter er beim Wandschranke war, desto lauter wurde es in seiner Wohnung, desto mehr bedauerte die ganze Nachbarschaft die arme Frau und die armen Kinder, die sich oft genug vor dem wütenden Vater zu den Nachbarn flüchten mußten. Die arme Mutter, sie hatte den Kampf schon lange aufgegeben! Im Haus erzählte man sich's noch oft, welche Kämpfe es anfangs zwischen ihr und dem Mann um den Schlüssel des Schrankes mit seinem verhängnisvollen Inhalte gegeben hat, wie diese Kämpfe stets zu ihrem Nachteil endeten, wie er dadurch nur noch wütender wurde und noch öfter zum Kasten ging und wie sie oft mit blutigem Kopfe, mit Beulen und schwarz umränderten Augen tagelang im Hause

herumschlich. Sein Wüten dauerte gewöhnlich bis Sonntag abend, dann verfiel er in einen bleiernen Schlaf, der bis Montag früh dauerte. War noch etwas in den Sauerbrunnflaschen, ließ er die Arbeit Arbeit sein, und das Lied ging - von neuem an; war nichts mehr vorhanden, dann ging er gewöhnlich mittags zur Arbeit. Dumpf, teilnahmslos, mit schwerem Kopf und tiefem Grolle gegen sich selbst, der wieder einmal, wie er zu sich selber sagte, „so ein Vieh geworden sei“.

Am Dienstag dann kam er langsam ins Gleichgewicht, trank nichts mehr und wurde wieder zum guten Vater. Freunde besuchten ihn und wirkten auf ihn ein, er möge doch das Trinken lassen, und oft war ich selbst Zeuge davon, wie er es seinen Freunden, seinem Weibe, seinen Kindern und sich selbst hoch und teuer schwor, daß es nicht mehr so kommen werde, daß es nun ein- für allemal mit diesen Geschichten vorbei sei und so fort. Und gestärkt durch diesen Vorsatz ging er dann erhobenen Hauptes daher, küßte und herzte Frau und Kinder daheim und erfreute noch andere mit seinem gewinnenden Lachen und seinem goldenen Humor. Leider aber nur bis Samstag abend. Dann ging's von vorne an. Man fand sich allmählich darein, man gewöhnte sich daran, das merkwürdigste aber war, obwohl alle überzeugt waren, daß es mit ihm nimmer anders werde, er selbst glaubte jede Woche daran, er selbst faßte jede Woche neue Vorsätze, und wenn ich mich heute in seine Lage denke, glaube ich, diese Vorsätze waren das einzige, was ihn aufrecht hielt. Da auf einmal brachte eine große Neuigkeit das ganze Dorf in Aufregung. Der Postmichelhans, hieß es, habe zum Beginne der Fastenzeit — er war nämlich ein strenggläubiger Katholik, obwohl er auf so eigene Art den Sonntag feierte — das Gelübde getan, die ganze Fastenzeit keinen Tropfen Schnaps zu trinken. Keiner wollte es glauben. Ja, sogar Wetten wurden geschlossen. Und siehe da, wer hätte das je gedacht! Der mit gespanntester Aufmerksamkeit erwartete erste Fastensonntag verlief ohne Rausch, der Postmichelhans ging nicht zum Wandschranke, weil dieser nichts Begehrtenwertes für ihn enthielt.

Waren es früher nur einige Tage der Woche, die der Familie zu Freudentagen wurden, jetzt dauerten das Glück und die Freude volle sechs Wochen. Ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtete im Herzen der beglückten Mutter auf. Wie, wenn er sechs Wochen keinen Tropfen trinkt, vielleicht sieht er's doch ein und läßt das Trinken ganz sein? Zwar hatte er es sich nur für die Fastenzeit gelobt, aber vielleicht — — —?

Je mehr die Fastenzeit ihrem Ende entgegenging, desto mehr ging mit dem Postmichelhans eine Änderung vor. Er wurde unruhig, etwas gereizt, und man behauptete, der Hans habe sich heimlich beim Wandschrank etwas zu schaffen gemacht. Getrunken hat er nichts, das war gewiß, seine Gelübde hat der Hans immer gehalten, so auch diesmal. Bis zum ersten Glockenton auf dem Kalvarienberge dauerten solche Fastengelübde; das war allgemein bekannt, darum sahen auch seine Lieben und seine Freunde diesen ersten Glockenschlägen mit so bangen Gefühlen entgegen. Was werden sie der armen Familie für die Zukunft bringen?

Und die gefürchtete Stunde ist gekommen, Ostersonntag mittag ist es. Die Leute schmücken sich feierlich zum Auferstehungsfest auf dem Kalvarienberge. Die Kinder spielen bereits „Eierpeken“ und „Eierturtschen“, und nah und nach pilgern die Leute auf den Kalvarienberg. Um zwei Uhr beginnt das Auferstehungsfest. So gern die Kinder unseres Hauses mit dabei gewesen wären, diesmal gingen wir nicht. Der Postmichelhans hatte sich nicht zum Kirchgange bereit gemacht, das wußten wir bereits, und aus den Reden der Großen konnten wir deuten, daß dies kein günstiges Zeichen war.

So gegen zwei Uhr waren wir, die paar größeren Kinder des Hauses, die ganze Familie des Postmichelhans und seine Freunde in der großen Stube versammelt. Und was sahen wir da?

Beim Fenstertische, mit der Aussicht auf den Kalvarienberg, saß der Postmichelhans. Allen Fragen, ob er fortgehen oder daheim bleiben werde, setzte er ein beharrliches Stillschweigen entgegen, wie geistesabwesend stierte er auf die Kirchgänger der Gasse und dann hinauf auf den Kalvarienberg, wo das schöne Kirchlein im Frühlingssonnenschein prangte und sich der Vorplatz des Kirchleins bereits mit dunklen Menschenmassen füllte. Immer näher kam der Beginn des Festes heran. Ohne ein Wort zu verlieren, stellte dies auch der Hans mit einem Blick auf die große Schwarzwälderuhr fest. Und nun schlug's zwei. Immer unruhiger wurden die Leute in der Stube, scheinbar aber immer ruhiger wurde der Mann, auf den sich alle Blicke der Anwesenden lenkten. Und nun, die Leute auf dem Kalvarienberge drängen in die Kirche, die noch draußen stehenden entblößen die Köpfe, das Fest hat begonnen.

Und nun erhebt sich der Postmichelhans fast feierlich. Was werden uns die nächsten Minuten bringen? Lautlos, fast feierlich, greift der Mann um einen Schlüssel, lautlos, fast feierlich, wendet er sich zu dem bekannten Schranke.

„Jessa!“ schreit sein Weib angsterfüllt auf.

Der Mann hört es nicht, auch wir beachten es nicht, er fesselt uns ganz. Bedächtig öffnet er den Schrank, bedächtig entnimmt er daraus eine Flasche, die, wie wir sehen, bis zum Halse hinauf gefüllt ist, bedächtig schließt er den Schrank, und bedächtig, fast feierlich, schreitet er wieder hin zum Tische, setzt sich aber nicht, sondern stellt die Flasche vor sich hin. Kein Mensch wagt etwas zu sagen, man wagt kaum zu atmen. Und jetzt, oben auf dem Kalvarienberg, auf dem Platze, wo die Böller schießen, sieht man zwei Männer mit den Luntten laufen, man weiß, das Fest erreicht seinen Höhepunkt. Und der Postmichelhans, er weiß es auch. Hochgewachsen, wie er ist, steht er bei dem Tische, jetzt greift er um die Flasche, der erste Böllerschuss kracht, der erste Glockenton erklingt. Wir haben es alle übersehen. Der Postmichelhans hat die Flasche angesetzt. Die Böller krachen, die Glocken klingen und der Postmichelhans trinkt und trinkt.

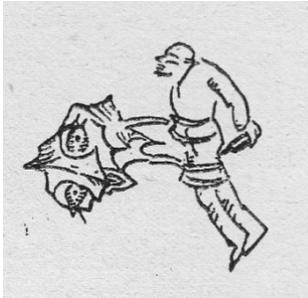
„Aber Hans!“ schreit seine Frau auf und will ihm in die Arme fallen. Ein schrecklicher Blick hält sie zurück, weiter und immer weiter klingen die Osterglocken und weiter und immer weiter trinkt der Hans.

„Jessa, Maria!“ schreit die Frau wieder auf. „Hans! Hans!“ rufen seine Freunde, aber Hans hört nichts. Fast ist die Flasche geleert. Nun setzt er ab. Jetzt will er, so sieht es aus, sich setzen. Seit einer halben Stunde hörte man von ihm kein Wort, aber jetzt ertönt ein Schrei, ein förmliches Brüllen: „Herrgott!“ schreit er auf und wankt, schlägt hin auf den Boden und stöhnt noch einmal, und dann wird er ruhig. Aber nun schreien die Leute auf. Den Kopf hat er sich blutig geschlagen, besinnungslos, wie tot liegt er da. Nach einer halben Stunde kommt der Arzt. Er macht sich um ihn zu schaffen, aber nicht lange und er schüttelt den Kopf.

Die letzte Flasche war's, der Postmichelhans trinkt keine mehr. Nur wenig später und das Kleine Glöcklein, das Sterbeglöcklein, tönt vom Kalvarienberge für den armen Postmichelhans, der so voll war von guten Vorsätzen und sich doch nicht mehr aus den Klauen des furchtbaren Dämons, dem er verfallen war, retten konnte.

Noch heute, wenn die Osterglocken klingen, erzählen sich die Bewohner des Dorfes die traurige Geschichte, und noch heute erinnere ich mich an das Winseln des Sterbeglöckchens,

das den Freudentönen der Osterglocken so bald folgte, und noch heute erzähle ich die Geschichte von den Osterglocken des Postmichelhans meinen Kindern, nicht nur allein weil sie so gerne selbsterlebte Geschichten hören, sondern auch weil ich hoffe, daß sie daraus die richtige Lehre für ihr weiteres Leben ziehen werden.



EIN WETTLAUF

Eine Ostergeschichte.

Auf einer Spielwiese war's, bei einem Osterausfluge nach einem Wettlauf über die große Wiese. Ermattet vom Wettlauf und von den anderen Spielen saß eine Gruppe zwölf- bis vierzehnjähriger Knaben im Kreis um einen ihrer Führer. Wer der Sieger im Wettlaufe, wer der beste Schleuderballspieler, wer der beste Springer war, davon war die Rede. Ihren Führer verehrten die Burschen nicht nur deshalb, weil sie einander so gut verstanden, sondern wohl auch, weil er ihnen trotz seines ziemlich hohen Alters noch immer ein guter Spielkamerad war. Beim Schleuderballe, beim Hochsprung und bei manchen anderen Spielen war er immer noch ihr Meister. „Laufen kann er auch noch gut!“ bemerkte einer von ihnen zu seinem Nachbar. „Ja, es geht noch ziemlich,“ antwortete der Führer, der die Bemerkung gehört hatte, „aber einen Wettlauf mit euch kann ich wohl nicht mehr mitmachen, dazu ist meine Lunge doch schon etwas zu schlecht. Aber weil wir schon von mir und meiner Laufkunst sprechen, erinnere ich mich dabei an einen Wettlauf, den ich unfreiwillig aufgenommen hatte und der mir wegen der Umstände, die ihn begleiteten, wohl immer unvergeßlich bleiben wird.“

„Erzählen! Erzählen!“ erscholl es im Chor. „Es sei, um so mehr, als wir jetzt zu einem kleinen Plausche gerade Zeit genug haben und diese kleine Geschichte meines Lebens gewiß nicht ohne Nutzenanwendung für euch sein wird:

Ich war ein elfjähriger Bub. Mein Vater war schon lange tot; ich hatte ihn nie gekannt. Meine Erzieherin war die Großmutter in Klagenfurt, bei der ich meine erste Kindheit verbrachte; meine Mutter war Fabrikarbeiterin in einem Industrieorte nahe bei Villach in Oberkärnten. Ich hatte sie nur einigemal in meinem Leben gesehen. Trotz der äußersten Strenge meiner Großmutter schien sich ihre Erziehungskunst an mir nicht recht bewähren zu wollen. Wie es kam, weiß ich selbst nicht; aber Tatsache war's, daß mich die Großmutter des öfteren nicht allein bei kleineren Näschereien ertappte, für die ich jedesmal eine gehörige Tracht Prügel bekam, sondern daß ich mit der Zeit nicht mehr bei diesen kleinen Näschereien stehen blieb, sondern andere Dinge vom Hause verschleppte. So war eine Schublade unseres alten Kastens bis zum Rande mit den verschiedensten Dingen gefüllt, die eines elfjährigen Knaben Herz höher schlagen lassen. Da gab es Knöpfe zu Tausenden, Bilder, Bücher, Pinsel, Federn, Marken, Siegellack, Farben und allerlei Dinge. Woher alle diese Dinge zusammengetragen worden waren und warum sie meine Großmutter in solchen Massen sammelte, wußte ich nicht, machte mir damals darüber auch keine Gedanken. Tatsache war nur, daß ich jede unbewachte Viertelstunde in diesen Schätzen wühlte und bei jeder Gelegenheit damit meine Säcke füllte; Verwendung hatte ich dafür reichlich. Wer von euch kennt denn nicht den Trieb zum Schachern, der sich in der Schule zum Ärger aller Lehrer oft geradezu seuchenartig verbreitet und auslebt. Das ging so durch ein Jahr hindurch. Wie oft hatte ich doch, wenn die Großmutter meine Hosentaschen visitierte und meine Schätze mit dem Inhalt ihrer Schublade wesensgleich fand, Hiebe bekommen ! Aber diese Schublade hatte keinen Schlüssel, und sie hatte es mir angetan; ich riskierte die Prügel, wühlte wie vorher und füllte wie vorher meine Taschen. Ich sehe sie noch heute vor mir. Wie oft ich auch dagegen ankämpfen mochte, die zwei Knöpfe der Schublade, sie zogen mich an wie zwei Magnete, und wenn ich mit den kleinen Kindern meiner Tante spielte, so dauerte es nicht lange, daß ich wieder beim Kasten war.

Warum ich euch diese Geschichte vom Schubladenkasten so ausführlich erzähle? Weil sie eben für alles, was folgt, so wichtig ist. Heute denke ich daran, wie es doch für meine Erzieherin, für meine alte Großmutter, so einfach gewesen wäre, die Schublade zu versperren oder mich hie und da einmal mit einer Faustvoll ihrer Herrlichkeiten zu beglücken. So aber wurde diese Schublade mein Verhängnis.

Ein Dieb war ich schon, das hatte mir meine Großmutter oft genug und deutlich genug zum Bewußtsein gebracht; was Wunder, wenn ich später auch bei anderen Dingen das „Mein“ und „Dein“ nicht mehr unterscheiden wollte. Eines Tages fand ich im Kinderwagen das Geldtäschchen meiner Großmutter. Natürlich hatte ich es „gefunden“, und später „fand“ ich so manches, wie Kinder, wenn sie stehlen, immer etwas „finden“. Und dieses „Finden“ ging dann so weit, daß ich sogar in einem Strumpf im Wäschekasten eine Fünfguldennote „fand“. Nun war mein Schicksal entschieden! Ich war wirklich ein Dieb 'geworden, und als fast gleichzeitig meine Tante von Klagenfurt fort mußte und meine Großmutter mit sich nahm, beschloß man, mich meiner Mutter nach Oberkärnten zu überstellen.

So sehr ich mich als Kind auf meine erste Bahnfahrt freute, so sehr war meine Reise getrübt durch mein schlechtes Gewissen; wußte ih doch, daß meine Mutter von allem unterrichtet war. Mit Tränen in den Augen empfing sie mich auf dem Bahnhof in Villach, und der Heimweg von Villach auf die Fellach, so hieß der Wohnort meiner Mutter, war erfüllt von ihren Vorwürfen und meinen Beteuerungen, mich zu bessern. Als sie mir daheim die Briefe meiner Großmutter zum Lesen gab, sah ich meine Übeltaten getreulich verzeichnet, und als ich da schwarz auf weiß mit unerschütterlicher Sicherheit festgestellt fand, daß ich ein Dieb sei und ein solcher bleiben und nirgends anders als im Kriminal enden werde, da wurde mir, ich weiß nicht wie. Aber das eine weiß ich, ich nahm mir ernstlich vor, mich zu bessern. Nicht

so sehr die Reue mag es gewesen sein, die mich zu dem Entschlusse trieb, als ein anderes Gefühl. So ganz unbewußt hatte ich es bisher immer gefühlt, daß die Großmutter nie den Weg zu meinem Herzen gefunden hatte, daß sie nicht wie die anderen Großmütter alle, ihren Enkel liebte, sondern daß ich ihr nur eine Last war, die sie gerne los geworden wäre. Ob's wirklich so war, weiß ich noch heute nicht; aber, wenn sie mich wirklich liebte, so war es eine eigene Art von Liebe; ich habe davon nichts oder fast gar nichts zu verspüren bekommen. Damals aber, als ich diese Briefe las, damals, als ich erfuhr, daß sie mich, den zwölfjährigen, dummen Jungen für vollkommen verdorben, für gänzlich schlecht und unverbesserlich und reif für das Zuchthaus fand, damals, als ich erfuhr, welche fürchterliche Steckbriefe sie mir mitgegeben hatte, damals schwur ich mir, den Beweis zu erbringen, daß sie mit ihren Prophezeiungen nicht recht behalten soll. Nicht aus Liebe zu mir selbst, auch nicht aus Liebe zur Mutter, die ich damals noch zu wenig kannte, sondern einzig und allein aus Zorn und Trotz gegen meine Großmutter faßte ich den Entschluß, kein fremdes Eigentum je wieder zu berühren, und so jung ich war, ich wußte genau, daß ich diesen meinen Schwur halten werde.

Uiter solchen Umständen kam ich zu meiner Mutter. Sie lebte als arme Fabrikarbeiterin in den bescheidensten Verhältnissen. Wir hatten nicht einmal eine eigene Wohnung, sondern waren bei einer Keuschlerin, bei der alten „Stoffin“, wie sie im Orte genannt wurde, Aftermieter, bewohnten mit ihr gemeinsam eine Stube. Und ich weiß nicht, wie es kam, die alte Stoffin hatte mich sehr bald lieb gewonnen. Wenn sie auf ihren Acker zog, wenn sie in den Stall zu ihren Ziegen, wenn sie in die Stadt nach Villach ging, immer mußte ich, wenn ich schulfrei war, ihr Begleiter sein. Alle leichteren Arbeiten nahm ich ihr ab; dafür fielen wieder für mich und meine Mutter manches Ei, mancher halber Liter Milch, mancher Hut voll Obst und manch andere für uns nützliche Dinge ab. Und als sie einige Tage krank im Bette lag, wurde ich förmlich ihr Verwalter. Kamen die Leute um Eier, ich mußte das Geld einkassieren, herausgeben, rechnen und handeln, wie wenn ich die Stoffin selbst gewesen wäre. Ihr Vertrauen ließ meinen Ehrgeiz ins ungemessene wachsen. Noch mehr wuchs dieser Ehrgeiz, als sie wieder aufstand und mir trotzdem den Kastenschlüssel mit dem Bemerkten ließ, daß ich mit dem Gelde besser umzugehen wisse als sie, weil sie schlecht sehe, und mir weiter erklärte, daß sie mir ruhig ihren Kasten mit dem Geldstrumpf anvertraue, weil sie wisse, daß ich ein braver Bursche sei. Ich hatte ein Gefühl der Befriedigung, das ich bisher noch nicht kannte. Ich dachte an den Strumpf in Großmutter's Kasten und an den Strumpf in dem Kasten der Stoffin, ich dachte an die Briefe, in denen es hieß, vor mir sei nichts sicher und ich hatte das Gefühl, mich gerächt, die Großmutter Lügen gestraft zu haben, und das so schnell und gründlich, wie ich es mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt hätte. Keine Macht der Erde hätte mich bewegen können, aus dem Strumpfe der Stoffin nur einen Kreuzer für mich zu verwenden. Meine Mutter, die meine Geldwirtschaft zuerst mit recht gemischten Gefühlen begleitet hatte und sich verpflichtet fühlte, durch tägliche Ermahnungen meine guten Vorsätze zu bestärken, wurde von Tag zu Tag ruhiger und freute sich über das Lob der Stoffin und wohl auch über die willkommene Hilfe, die sie durch die kleinen Geschenke erhielt. Als die alte Stoffin wochenlang ans Bett gefesselt war und ich zum großen Teil auch die Hauswirtschaft versah, sagte die Stoffin eines Tages, es war der 1. April, eine Woche vor Ostern, daß die Mutter von nun an keinen Mietzins zu zahlen brauche. Die Freude der Mutter war unbeschreiblich groß, mit Tränen in den Augen küßte sie mich und bat mich neuerdings, nur immer brav und ehrlich zu bleiben. Jetzt war es nicht mehr der alte Trotz allein, sondern die innere Befriedigung, die eine gute Tat auslöst, wenn ich meiner Mutter und mir selbst gelobte, es weiterhin so zu halten wie bisher.

Weiterhin legte ich der Stoffin des Abends täglich Rechnung und weiterhin zählte sie in ihrem Bette das Geld.

Es war am Karfreitag, ich weiß es noch wie heute: Wir hatten am Abende 76 Gulden und 35 Kreuzer. Das Geld hatte die Stoffin, die schon wieder selbst etwas herumhumpeln konnte, mit dem Strumpf in den Kasten gelegt, und am nächsten Morgen, als einige Leute um Eier für Ostern kamen und die Stoffin noch nicht das Bett verlassen mochte, erhielt ich wieder den Schlüssel. Bevor ich vormittag zur Wasserweihe nach Martin ging, übergab ich den Schlüssel. Nichts ahnend ging ich vom Hause fort, begleitet von den besten Wünschen der Stoffin und mit der Bitte, auch ihr ein geweihtes Wasser und ein Feuer zu bringen, wofür es dann nachmittag zur Auferstehung einen großen Gugelhupf und Eier geben werde.

Wie anders aber war's bei meiner Heimkunft! Die Mutter weinend und heulend, die Stoffin kein Wort des Grußes, mich auch keines Blickes würdigend. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Was denn los sei, fragte ich. „Wirst wohl selbst am besten wissen,“ keifte mich die Stoffin an, „bist doch ein Dieb! Deine Mutter hat's gesagt, daß du auch in Klagenfurt gestohlen hast. Das halbe Geld ist hin! Wo hast du es denn? Heraus damit, du Dieb, noch heute müßt ihr mir aus dem Haus, ihr Diebsgesindel!“

So und ähnlich ging es fort. Ich sah nur noch, daß meine arme Mutter wie unter Peitschenhieben zusammenzuckte, dann wurde es mir schwarz vor den Augen. Mich traf es wie ein Donnerschlag. Die Mutter heulte und weinte um ihren verlorenen Sohn, die Stoffin um ihr Geld und vielleicht auch etwas um ihren Liebling, den sie verloren hatte; und ich, ich vermochte das Ganze noch immer nicht zu fassen. Meine Beteuerungen, daß ich keinen Kreuzer genommen habe, beantwortete die Mutter mit neuerlichem Schluchzen und die Stoffin mit einem verächtlichen Achselzucken, „Wer soll's denn dann haben? Ich war nur auf eine halbe Stunde weg im Stall, und sonst war niemand im Haus. Außer dir und mir war niemand im Kasten. Gestern waren es noch 76 Gulden, heute sind noch 5 Gulden dazugekommen; zumindest 80 Gulden sollten es sein; ganze 40 Gulden sind darinnen, wo sind die anderen hingekommen? Wer soll's haben wie du?“

Wer soll's haben? Diese Frage rüttelte mich aus meinem dumpfen Dahinbrüten auf. So jung ich war, aber das eine wurde mir bei dieser Frage sofort klar: jetzt heißt es, nicht weiter seine Unschuld beteuern und sich rechtfertigen wollen, sondern handeln. Wer mag der Täter sein? Das war der einzige Gedanke, der mich beherrschte. Die Stoffin schimpfte weiter, die Mutter weinte fort; ich saß auf Mutters Koffer und grübelte über mein Mißgeschick.

Lärmen im Hofe störte mich auf und ich warf einen Blick zum Fenster hinaus. Der Hermann vom ersten Stock, ein zwölfjähriger Bursche wie ich, zog mit einigen Kameraden schreiend zum Hofthore hinaus. Blitzschnell wurde ein Verdacht rege in mir. Der Hermann war es doch, der vor einigen Wochen so halb im Ernst und halb im Spaß einmal meinte, einige Sechserln sollte ich mir doch „machen“ bei der Stoffin. Wie ein Pfeil flog ich zur Türe hinaus und in einiger Entfernung Hermann und seinen Kameraden nach. Wie nicht anders zu erwarten war, gingen sie zur Auferstehung. Wie anders aber er als ich! Er hatte alle Säcke voll Ostereier. Schon auf dem Hinwege ging das „Eierpecken“ an. Ich mengte mich in die Schar, beteiligte mich aber nicht an dem Spiele, weil ich weder Kreuzer noch Eier hatte; aber ich hing mich ihnen an die Fersen. Schon auf dem Hinwege glaubte ich, in Hermanns Hosensäckel außergewöhnlich viel Silbergeld klimpern zu hören; schon auf dem Hinwege wurde mir der Verdacht gegen ihn völlig zur Gewißheit. Wo konnte denn er, dessen Eltern genau so arme Teufel wie meine Mutter waren, so außergewöhnlich viel Eier und Geld herbekommen haben?

Und auf dem Kalvarienberge ging erst die Geschichte an. Er war ein schlechter Spieler, fehlte ein Ei nach dem anderen, warf einen Kreuzer nah dem anderen fort, verspielte ein Ei nach

dem anderen, aber alles, ohne sich im geringsten über seine Verluste zu ärgern. Wiederholt griff er in seine Hosentasche. Ein Sechserl, ein Zwanzger nach dem anderen wurde gewechselt. Ich verfolgte das Ganze mit dem leidenschaftlichsten Interesse. Genau hatte ich's gezählt: Acht Eier und 84 Kreuzer hatte er schon verspielt und, was mir ganz besonders auffiel, die Eier waren alle verschiedenfarbig, so wie man sie nur beim Greisler in St. Martin zu kaufen bekam. Immer weiter verfolgte ich das Spiel, und jetzt war's mit dem Klimpern in der Hosentasche aus; der letzte Kreuzer war verspielt. Gespannt wartete ich. Und wirklich, als er sah, daß er keinen Kreuzer in der Tasche hatte, wendete er sich etwas abseits. Ich verfolgte ihn auf jeden Schritt. Er bemerkte mich neben den vielen anderen Buben nicht, er griff in die Rocktasche und zog ein neues Notizbuch mit einem neuen Bleistift heraus, schlug dann das Notizbuch auf, und — ich sah aus dem Fache des Umschlages eine Unzahl Banknoten leuchten. Blaue und grüne, Guldenzettel und Fünfguldenscheine. Davon wollte er einen Gulden entnehmen. Ein Griff von mir, ich hatte das ganze Notizbuch in meinen Händen, und ehe es sich die ganze Gesellschaft versah, stürmte ich damit den Berg hinab.

Nun begann der unfreiwillige Wettlauf, von des ich euch erzählen wollte. Gar bald hörte ich hinter mir vielstimmiges Geschrei: „Räuber! Dieb! Gauner! Halt's ihn auf!“ Den Weg hinunter konnte ich nicht, da würden mich die Leute aufgehalten haben. Links bog ich aus, den Hang hinunter. Ich war ein guter Läufer, das wußte ich wohl. Aber zu meinem Schrecken sah ich, daß sich die Zahl meiner Verfolger verminderte, sondern durch neu hinzugekommene mit frischen Kräften vermehrte. Zehn Minuten lang war ich schon gelaufen, fast eine Viertelstunde, wenn nicht länger, hatte ich noch nach Hause. Bereits verspürte ich das erste Seitenstechen. Mein Lauf verlangsamte sich. Das Stechen in den Seiten wurde immer ärger und außerdem gesellte sich die Müdigkeit in den Beinen dazu. Ich keuchte vorwärts, in den Schläfen begann es zu hämmern, mir drohte der Kopf zu zerspringen, hinter mir noch immer die Verfolger, die sich aber nicht mehr vermehrten, sondern, wie mich ein Blick nach hinten lehrte, vermindert hatten. Die neuen Kräfte, die doch die Auferstehung auf dem Kalvarienberge mehr als der Wettlauf ins Dorf zurück zu interessieren schien, hatten sich gedrückt, und die Verfolger waren nur mehr Hermann mit seinen Kollegen, alle zusammen ebenso keuchend und hinkend wie ich selbst. Ich faßte neuen Mut. Zehn Minuten noch! Vorwärts, vorwärts im Trab! Immer ärger hämmerte es in den Schläfen, immer öfter schnappten die Knie ein, Kopf und Lungen drohten zu bersten. Aber noch immer vorwärts ging es, rein mechanisch mehr, ich weiß selbst nicht, wie ich vorwärts kam. Kopfschüttelnd sahen einige Kirchgänger dem Wettlaufe zu, aber sie kümmerten sich nicht weiter um uns. Was schert es die Alten, was sich die Buben auszumachen haben. Und noch immer vorwärts ging's, die letzte Strecke war ich gelaufen, ohne verfolgt zu werden. In den Hof des Hauses waren mir meine Peiniger nicht gefolgt. Fast besinnungslos stürzte ich über die Stufen der Wohnstube, blieb dort liegen und vermochte nur noch das Notizbuch mit den Worten vorzustrecken: „Stoffin, da ist das Geld!“

"Mit vereinten Kräften hoben mich die Mutter und die Stoffin ins Bett und wohl eine halbe Stunde lang oder noch länger mag's gedauert haben, bis meine Schläfen ausgehämmert, meine Lungen ausgetobt hatten. Unaufhörlich perlte der Schweiß von der Stirne, und wohl kein Faden an meinem Hemde war trocken. Die beiden Frauen bemühten sich um mich, und als ich endlich die Sprache wieder fand, erzählte ich noch immer unter Keuchen und Husten den Hergang der Sache.

Daß ich selbst nicht der Dieb war, davon waren nun beide Frauen, wie ich deutlich merkte, wohl überzeugt, aber damit war die Sache noch nicht ganz aufgeklärt. Sie klärte sich aber denselben Abend noch. Hermann kam spät abend nach Hause. Sein Vater nahm ihn sofort ins Verhör. Er behauptete, das Geld, es waren über 35 Gulden, von seiner Tante erhalten zu

haben. Als ihm aber nachgewiesen wurde, daß seine Tante nicht 35 Gulden zu verschenken habe und er die zwei Stunden weit entfernte Tante unmöglich besucht haben konnte, behauptete er, das Geld „gefunden“ zu haben. Als er sich auch über den Ort und die Zeit des Fundes immer mehr in Widersprüche verwickelte, schritt er endlich zum Geständnis. In dieser einen halben Stunde, in der die Stoffin im Stalle war, war er in die Stube gekommen, hatte den Kasten offen gesehen und den Griff in den Strumpf gemacht. Was ihm mit diesem einen Griff in den Händen geblieben war, hatte er eingesteckt.

Während es oben noch Hiebe regnete, gab es für mich unten viele gute Worte, reichliche Geschenke und schöne Versprechungen für die Zukunft. Aber so recht vom Herzen wurde ich ihrer nicht froh. Ich konnte die zu Mittag erhaltenen Schimpfworte nicht aus dem Sinn bringen. Noch immer hallte mir der „Dieb“ und das „Diebsgesindel“ in den Ohren.

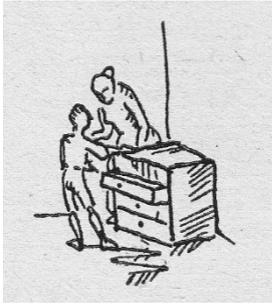
Lange lag ich noch im Bette wach und dachte und grübelte über die Ereignisse des Tages nach. Es packte mich mit stürmischer Gewalt. „Warum weinst du denn so fürchterlich?“ hörte ich meine Mutter fragen. Lange konnte ich ihr keine Antwort geben, endlich flüsterte ich ihr die Frage ins Ohr, warum sie denn der Stoffin die Geschichte von Klagenfurt erzählt habe. Sie erkannte den schweren Vorwurf, der in meiner Frage lag. Unter Schluchzen gestand sie mir, daß auch sie mich unter der Wucht der Anklagen der Stoffin für schuldig gefunden und gänzlich aufgegeben hatte. Sie bat mich, ihr es zu verzeihen und mich zu beruhigen; sie werde nicht mehr an mir zweifeln. Ich beruhigte mich auch und schlief endlich ein.

Der nächste Tag hatte noch ein Nachspiel. Früh morgens erhielt ich wieder den Kastenschlüssel, aber ich bat, mir dieses Amt abzunehmen. Dieser Tag hatte mir fürs erste das Verantwortungsvolle meiner Stellung gezeigt, und des weiteren war ich noch immer gekränkt, daß man so schnell an mir gezweifelt hatte. Da gab's aber ein Donnerwetter, und ich mußte der Verwalter des Strumpfes bleiben, ob ich es wollte oder nicht. Das, Kinder, ist die Geschichte des Wettlaufes. Sie ist länger ausgefallen, als ich wollte. Nun aber ist es Zeit zum Heimmarsch! Das Signal zum Aufbruche wurde geblasen. Die Kinder begaben sich auf den Lagerplatz um sich marschfertig zu machen; nur einer von ihnen, der Fritzl, wich dem Erzähler nicht von der Seite. Er beichtete ihm, daß auch er einmal ein Dieb war und sich nun bessern wolle, daß man aber auch ihn aufgabe, daß er heute noch immer bei jeder Gelegenheit ein Dieb gescholten werde.

„So trotze auch du allen diesen schlechten Prophezeiungen, und wenn du auch nicht durch einen solchen Dauerlauf oder etwas Ähnliches deine Ehrlichkeit wirst beweisen können, so wirst du doch über alle vorgefaßten Meinungen Sieger bleiben, Das Gute wird sich in dir durchringen, du wirst Sieger bleiben zu deiner und gewiß auch zur Freude deiner Eltern. Versprich mir das!“

„Ja, ich verspreche es!“

„So, nun antreten zum Abmarsche, der Fritzl ist heute der Führer des ersten Zuges!“



EIN OSTERGESCHENK

Mit besonderer Freude und Rührigkeit schaffte heute Mutter Lise im Hause. Sie war nach schwerer Tagesarbeit wie gewöhnlich erst spät abends nach Hause gekommen und freudestrahlend war ihr der vierzehnjährige Rudi mit seinem Schulzeugnis entgegengееilt. Und das Zeugnis war gut, ja, sehr gut. Obwohl der brave Junge neben der Schule noch viel andere Arbeit hatte, die verschiedensten Gänge machen mußte, mit seiner größeren Schwester die ganze Hauswirtschaft besorgen und über die kleine sechsjährige Frida, wenn sie nicht im Kindergarten war, wachen mußte, fand er doch noch die Zeit, seine Schularbeiten ordentlich zu machen und derart gewissenhaft zu lernen, daß er in seiner Klasse einer der besten war. Es war das letzte Schuljahr. Sein Klassenvorstand, der Bürgerschullehrer, hatte, wie seine früheren Lehrer oft, seiner Mutter erst vor kurzem versichert, daß Frau Lise auf ihren Jungen stolz sein könne, daß er gewissenhaft und brav sei und ganz das Zeug in sich habe, einmal ein recht tüchtiger, braver Mensch zu werden. Stolz und froh hatte sich Frau Lise von dem lieben Herrn Lehrer verabschiedet und voll frohen Stolzes hatte sie auch heute wieder sein schönes Zeugnis betrachtet, ihrem Jungen einen Dankeskuß auf die Lippen gedrückt und ihn gebeten, immer so zu bleiben. „Ihr Kinder seid ja jetzt das einzige auf der Welt, was ich habe,“ hatte sie zu ihm gesagt, „du, die Lise und die Frida; seitdem uns der unglückselige Krieg den Vater entrissen, habe ich niemand als euch. Wie würde sich der arme Vater gefreut haben, wenn er deine schönen Zeugnisse hätte sehen können, wenn er seinen Rudi, den er ja ganz besonders liebte, jetzt sehen könnte, wenn er seinen großen, feschen Buben herzen und küssen könnte und ihm auch danken könnte für die Freude, die er uns bereitet. Bleibe, wie du bist, habe deinen Vater als leuchtendes Beispiel von Fleiß und Redlichkeit vor Augen, werde ein Mann, wie er es war, und deine Mutter wird in dir ihren geliebten Gatten wiederfinden und in dir einen Beschützer deiner Geschwister und eine Stütze ihrer alten Tage erhoffen können.“ Die Tränen, die sich dabei von ihren Wangen stahlen, trocknend, schloß sie ihren Rudi in ihre

Arme. Und Rudi erneuerte seinen Vorsatz, alles zu tun, um die Hoffnungen, die seine Mutter in ihn setzte, zu erfüllen.

Er hatte all das Elend mitgemacht die vielen Kriegsjahre her, seinen Vater schon gleich im ersten Kriegsjahre scheiden sehen, hatte mit seiner Mutter geweint bei dem ersten Abschied und mit ihr geweint, als die furchtbare Nachricht von seinem Tode kam. Er hatte gesehen, wie sich die Mutter trotz des unsäglichen Wehs aufgerafft und nur mehr für ihre Kinder gelebt hatte, wie sie sich täglich in die Fabrik begab, um für ihre Kinder nur den allernotwendigsten Lebensunterhalt zu schaffen, wie sie sich dann bis in die späte Nacht hinein abmühte, um all die Bedürfnisse, die er und seine Geschwister hatten, zu besorgen, wie sie nähte, wusch, die Kleinen reinigte, ihre bescheidene Wohnung sauber hielt und trotz der vielen Arbeit noch immer Zeit für eine kleine, aber schöne Plauderstunde mit ihren Lieben fand. Er hatte einmal irgendwo von den Helden der Menschheit gelesen und davon, daß es außer den Helden des Krieges noch andere Helden, und daß es nicht nur Helden, sondern auch Heldinnen gibt, und so allmählich war es ihm immer mehr klar geworden, daß seine Mutter auch eine solche Heldin ist. Je älter er wurde, desto mehr nahm seine unbegrenzte — Liebe und Ehrfurcht zu seiner Mutter zu, und darum hatte er heute bei dem Lobe seiner Mutter innerlich so aufgejauchzt, und darum ging er abends mit einem so tiefen Gefühle der Befriedigung und mit einem so großen Schatze von guten Vorsätzen zu Bett.

Vier Wochen später. Wieder ein Abend in der Familie der Frau Lise und wie hat sich alles verändert! Mutter Lise hat verweinte Augen. Rudi schleicht umher und traut sich der Mutter nicht mehr ins Gesicht zu sehen, die kleinen Geschwister wissen nicht, warum es heute ganz anders ist; die zehnjährige Lise versucht, den Rudi auszufragen oder von der Mutter etwas zu erfahren; beide sind abweisend und verschlossen, die kleine Frida ist ein lebendiges Fragezeichen; hilf und ratlos blickt sie bald auf die einen, bald auf die andern, ihre lustigen Spässe, die sonst von allen so freudig begrüßt wurden, heute waren sie nicht erwünscht, das hatte sie sofort gefühlt, und statt des übermütigen Lachens und Tollens, das sonst das ganze Haus durchschallte, gab es gedrückte und bestürzte Gesichter, Tränen und eisiges Schweigen.

Was war geschehen ?

Mutter Lise wurde heute morgen von der Fabrik weg in die Schule zum Lehrer gerufen. Mit banger Sorge hatte sie diesen Weg angetreten. Schon das Außergewöhnliche dieses Vorganges, daß sie so auf knall und Fall von der Fabrik auf und davon und in die Schule mußte, hatte sie etwas befremdet, und dann das verschlossene Verhalten des Boten, des Schuldieners, das auch nichts Gutes ahnen ließ. Als sie bangend und zitternd an die Türe des Klassenzimmers pochte und dann der Lehrer mit mitleidiger und kummervoller Miene vor die Tur kam und ihr eröffnete, daß sie mit ihm zum Schuldirektor müsse, wo der Rudi, der leider etwas angestellt habe, bereits weile, da glaubte sie, der Boden wanke unter ihren Füßen, da ward ihr schwarz vor den Augen, und hätte sie der Lehrer nicht gestützt, sie wäre auf den Steinboden hingefallen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte sie diese Nachricht getroffen. Als sie in die Direktionskanzlei gekommen war, sah sie ihren Rudi mit verweinten Augen vor dem strengen Herrn Direktor stehen und neben ihm eine vornehme, fremde, kalte Frau.

Als sie voll der bangsten Befürchtungen neuerlich zusammenzubrechen drohte, hatte ihr der Direktor einen Stuhl angeboten, und dann brachte er ihr so schonend wie möglich bei, daß ihr Junge, ihr geliebter Rudi, einen Diebstahl begangen habe, zwar nicht einen gewöhnlichen Diebstahl, aber doch einen Diebstahl im Sinne des Gesetzes. Die Frau Generalin, und dabei deutete er auf die fremde Frau, habe ihre Geldbörse auf dem Wege, der zur Schule führt,

verloren. Sie sei sofort zur Polizei gegangen und habe den Verlust angezeigt. Wenn auch nicht viel Geld, nur etwas über 50 Kronen, in der Geldbörse gewesen sei, so seien aber wichtige Dokumente mit verloren gegangen. In der Mittagstunde habe sich Rudi dadurch bemerkbar gemacht, daß er außergewöhnlich viele und schöne Kugeln gehabt habe. Er sei von der Direktion sofort einvernommen worden und habe nach kurzem Leugnen auch alles eingestanden. Der Schaden sei nicht groß, weil ja fast das ganze Geld noch vorhanden sei, aber das Schlimme an der Sache sei, daß die Polizei ebenfalls in der Mittagstunde hier in der Schule Nachforschungen gepflogen und sich bei ihm, dem Direktor, angefragt habe, und daß der Polizei, um ihr die weiteren Nachforschungen zu ersparen und vielleicht nicht sogar einen Unschuldigen zu verdächtigen, die volle Wahrheit gesagt werden mußte und es leider nicht ausgeschlossen erscheine, daß die Polizei die Bestrafung des Schuldigen fordern werde.

So der kurze Bericht des Herrn Direktors. Die Mutter hörte nichts heraus, als daß ihr Junge, ihr alles, ihr Rudi, nun ein Dieb geworden sei und wegen Diebstahls vor Gericht gestellt und abgestraft werden soll. Wie sie heimgekommen war, sie wußte es selbst nicht. Die ganze Stadt, die ganze Welt, war so ganz anders als vorher. So schwer sie die Nachricht vom Tod ihres geliebten Mannes auch getroffen hatte, so furchtbar war nicht einmal dieser Schlag gewesen, weil er sie nicht so gänzlich unvorbereitet, so blitzartig, getroffen hatte. Als sie von ihrem Manne scheiden mußte, war es schon völlig ein Abschied auf immer, und als dann die furchtbaren Kriegsverluste bekannt wurden, war sie schon auf das Allerschlimmste gefaßt; aber dieser Schlag, der sie jetzt getroffen hatte ...

Gestern war ihr Rudi noch der Stolz des Lehrers und der Stolz seiner Mutter, und heute? Diese mitleidsvollen Blicke des Lehrers und des Direktors, wie sie sich in ihr Herz schnitten, und dann dieses kalte, herablassende Lächeln der fremden Frau, aus dem Hohn und Spott und die Verachtung für das Lumpenpack durchblickten. Wie würde sie sich sonst dagegen aufgebäumt haben und nun durfte sie nichts sagen! Mit welchem Stolz und heiligem Eifer hätte sie die Ehre ihres Kindes verteidigt, aber sie mußte schweigen, weil sie ja nicht mehr die Mutter eines ehrlichen, braven Kindes, sondern die Mutter eines Diebes war.

Wie konnte es nur so kommen? Erst daheim, als sie sich von dem furchtbaren Schlag etwas erholt hatte, war sie in der Lage, mit ihrem Kinde darüber zu sprechen. Unter Schluchzen und Heulen gestand ihr Rudi, daß er auf dem Wege zur Schule vor sich eine Dame gehen sah, die aus ihrer Handtasche ein Sacktuch nahm, wobei ihr die Börse herausgefallen sei. Noch habe er gar nichts Rechtes dabei gedacht, die Dame sei um die Ecke verschwunden und vor sich auf dem Boden sah er das Geldtäschchen liegen. Zuerst habe er wohl daran gedacht, das Geldtäschchen sofort der Frau zurückzugeben, aber er sei doch neugierig gewesen und habe hineingeschaut, nur in das eine Fach, in dem das Geld war; dann sei er der Dame nachgelaufen, habe sie aber nicht mehr gesehen. Ob die Dame in ein Haus gegangen oder in eine der Nebengassen eingebogen sei, wußte er nicht; aber es sei schon die höchste Zeit für die Schule gewesen, er sei in die Schule gestürmt, und erst da seien ihm so verschiedene Gedanken gekommen.

Vor allem habe er wohl die Absicht gehabt, nach dem Vormittagsunterrichte den Fund zur Polizei zu tragen, aber dann habe er wieder daran gedacht, wieviel der Mutter mit dem Gelde geholfen werden könne, er habe sich eingeredet, die Mutter werde es, wenn er ihr sage, er habe das Geld gefunden, gerne nehmen. Die Dame habe ja so reich ausgeschaut, daß er glauben konnte, sie würde den Abgang dieses Geldes nicht spüren, und dann später erst, nach Schulschluß, als die Buben wieder Kugeln schoben, sei er auf den Gedanken gekommen, etwas davon für den Ankauf von Kugeln zu verwenden, besonders aber als er sah, daß der Müller Fritz wieder mit des Nachbars Gretl spielte. Er wußte, daß sie viel lieber mit ihm

spielen würde, wenn er auch so viele und schöne Kugeln gehabt hätte wie der Fritz. „Da habe ich um eine Krone Kugeln gekauft, darunter viele ‚Glusln‘. Die Gretl hat mit mir gespielt und eine so große Freude gehabt, als sie die schönen Kugeln gewann. Ich habe wieder neue gekauft, und so bis zum Schulanfang. Müllers Fritz erzählte, daß ich so viele Kugeln habe, und da mußte ich zum Direktor und da war alles aus.“ So schloß Rudi seinen Bericht.

Drei Tage später, Karfreitag war's. Mutter war mit Rudi zu Gericht geladen. Ein schwerer Gang für Mutter und Kind. Scheu blickte Rudi zu seinen Kameraden hin, die in den verschiedenen Gassen und auf dem Kirchplatze Kugeln schoben, und einen Stich gab's ihm ins Herz, als er Müllers Friz mit Gretl wieder im eifrigsten Spiele sah.

Wer hätte das gedacht! Wiederholt stöhnte die Mutter auf diesem schweren Gang auf.

Solche Ostern! „Wie schön habe ich sie mir vorgestellt und wie werden sie nun sein! In wenigen Stunden wird der Rudi gerichtlich als Dieb gebrandmarkt sein und ich als die Mutter eines Diebes, und die anderen Geschwister werden einen Dieb zum Bruder haben, und die Kinder und die Großen werden mit den Fingern auf ihn, den Dieb, und auf uns, auf die Diebsfamilie zeigen, und in den Zeitungen wird unser bisher unbescholtener Name als der einer Diebsfamilie prangen, und statt des frohen Osterfestes wird es eine Zeit der Trauer und der Schande sein. Wer hätte das gedacht, und wie gut, daß der arme Vater diesen Tag nicht miterleben muß!“

Solche und ähnliche Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn, und Rudi, der seine Mutter leiden sah, wankte wie in einem bösen Traume neben ihr her. Was gäbe er dafür, könnte er die Zeit um wenige Tage rückwärts drehen! Keine Macht der Erde hätte ihn mehr zu einer solchen Tat bewegen können. Wie ein furchtbar böser Traum kam ihm die ganze Sache vor. Gleich seiner Mutter war er vollständig gebrochen. Worte wurden nicht viel gewechselt. Sie hatten sich nicht viel zu sagen. Die Mutter wollte ihn nicht weiter mit ihren Vorwürfen quälen, obwohl es ihm viel, viel lieber gewesen wäre, seine Mutter hätte ihn geschimpft und geschlagen; alles hätte er leichter ertragen als diese furchtbare Anklage, diesen stummen Vorwurf, der ihm aus dem stillen Leide seiner Mutter erwuchs.

Endlich im Gerichtsgebäude angelangt, sahen sie im Gange vor dem Gerichtssaale den Lehrer, den Direktor, die fremde Dame und einen Polizeimann warten. Wie Geächtete setzten sie sich weit entfernt auf eine andere Bank. Kalt und von oben herab wurden sie von der fremden Dame gemessen. Sehr höflich hatte der Schuldirektor und sehr freundlich der Lehrer für die Grüße der beiden gedankt. Dieses Warten wurde ihnen zu neuerlicher Pein, und so sehr die Mutter sich vorgenommen hatte, ihr Leid zu verbergen und stark zu sein, so sehr wurde sie von ihrem namenlosen Weh von neuem erfaßt. Ein herzerreißendes Schluchzen ging durch den Vorsaal, das sich noch verstärkte, als ein Mann in einem schwarzen Talar, der Richter, vorüberkam und sich in den Gerichtssaal begab. Teilnehmend war der gute Lehrer herbeigekommen.

„Aber, aber, Frau Klein, trösten Sie sich doch! Ein einmaliges Straucheln ist nicht gar so schlimm aufzufassen. Der Rudi wird noch ein ganz guter Mensch werden,“ so versuchte er sie zu trösten. Aber als nun nicht nur die Tränen der armen Mutter immer heißer quollen, sondern auch der Junge mitzuheulen begann, suchte er vergebens nach Worten, um den armen Leuten Trost zu spenden.

Aus dieser Verlegenheit wurde er durch den Aufruf des Saaldieners befreit.

„Rudolf Klein!“ schallte es durch den Saal.

„Hier!“

„Hereinkommen

„Darf die Mutter auch mit?“

„Ich werde erst fragen.“

Der Saaldiener verschwindet, um gleich darauf wieder zu erscheinen und der Mutter mitzuteilen, daß sie auch gleich mitzukommen habe.

Die Mutter und ihr Rudi; wie es ihnen da war! Noch nie hatten sie einen Gerichtssaal gesehen. Hinter einem Tisch, auf dem ein Kruzifix mit zwei Leuchtern stand, saß der Mann mit dem schwarzen Talar, mit Brillen vor den Augen und einem langen, schwarzen Barte. War er den beiden schon draußen am Gange als ein gar strenger Mann erschienen, jetzt hinter dem Gerichtstische sah er wie vollkommen fremd und unnahbar aus, ein Mensch, der ihr Schicksal in den Händen hielt und gewiß für all ihr Leid und Weh kein Verständnis hat, sondern nur den Paragraphen und den toten Buchstaben des Gesetzes dient. Ihm zur Seite saß ein junger Herr, der Schriftführer; teilnahmslos blätterte er Akten durch, ob und wieviel er dreinzureden hatte, wußten sie nicht. An einem kleinen Nebentische rechts vom Gerichtstische saß ebenfalls ein junger Mann. Scharf musterte er den jugendlichen Sünder, streng blickte er drein. Merkwürdigerweise, vor ihm fürchtete Rudi sich nicht, weil er die Wichtigkeit dieser Person nicht erfaßte und nicht wußte, daß es der Staatsanwalt, der Vertreter der Anklage, daß es der Mann war, der die Aufgabe hatte, darüber zu wachen, daß dem Gesetze ja Genüge getan, daß in diesem Salle der Angeklagte Rudolf Klein bestimmt verurteilt werde.

Und nun nahm die Gerichtsverhandlung ihren Anfang. Der Angeklagte mußte sich vor den Gerichtstisch stellen und die Fragen des Richters nach Name, Alter usw. genau beantworten, und als der Richter ihn einmal barsch anfuhr, klar und deutlich zu sprechen, da zuckte nicht nur er, sondern auch die hinter ihm stehende Mutter zusammen. Der Richter verlas die Anklageschrift, worin die ganze Tat des Angeklagten geschildert wurde.

„Bekennst du dich schuldig? Hast du das getan, was da drinnen steht“ fragte der Richter.

„Ja“, antwortete kleinlaut der Knabe.

„Hast du nicht gewußt, daß dies unrecht ist?“

„Wohl, aber ...“

„Hast du auch gewußt, daß das Diebstahl ist?“

Der Angeklagte schweigt.

„Du hast wohl geglaubt, daß ein Fund kein Diebstahl ist?“ :

“ Rudi, kleinlaut und zögernd: „Ja.“

Der Richter, etwas freundlicher: „Nun erzähl' uns einmal, wie das so gekommen ist, aber ganz offen und ehrlich, je aufrichtiger du bist, desto besser für dich.“

Rudi schweigt, er weiß nicht, wie er anfangen, wo er beginnen soll.

„Na,“ herrscht ihn der Richter an, „du scheinst ja ein recht verstockter Bursche zu sein, da werden wir bald fertig sein. Die Zeugen werden dir's schon beweisen.“

„Herr Richter, Herr Richter, nicht so, nicht so!“ bittet die Mutter. „Bitt' schön, lassen S' mich reden mit dem Buben.“ „Na, so versuchen halt Sie's, aus ihm was herauszubringen,“ brummt der Richter.

Und die Mutter geht auf ihren Jungen zu und bittet und beschwört ihn, doch zu reden, wie er zu Hause geredet hat, zu erzählen, wie er es zu Hause erzählt hat. Aber der Knabe kann nicht, er kann nicht reden, er kann nicht weinen, es ist ihm, als möchte er davonrennen, als ob all die Leute nur da seien, ihn zu verderben. Sie sollten ihn schimpfen, schlagen, einsperren, aber nur von da weglassen. Er weiß nicht, was in ihm vorgeht, er bringt kein Wort über die Lippen. Zu Hause ja, seiner Mutter möchte er beichten, sich selbst anklagen, stundenlang, aber hier, vor den fremden Leuten, das kann er nicht. „Sehen Sie?“ unterbricht der Richter die peinliche Stille, „auch Sie bringen nichts heraus aus ihm. Saaldiener, rufen Sie mir die Zeugin Frau ...“

„Nicht so, nicht so, lieber Herr Richter! Lassen Sie mich erzählen, wie er mir die Sache erzählt hat, so wahrheitsgetreu, wie er es mir gesagt hat. Ich will nichts schöner machen und nichts schlechter.“

„Also reden S', wenn Sie glauben, daß Sie's dadurch besser machen.“

An das links vom Richter stehende Tischchen, an dem sonst der Verteidiger eines Angeklagten sitzt, angelehnt, beginnt nun die Mutter zu erzählen. Was ihr den Mut verlieh, so fließend, so klar zu reden, zu erzählen von dem Lebenslaufe des Kleinen, von seinem Fleiße, von seiner Liebe zu ihr und zu seinen Geschwistern, von seinem mustergültigen Betragen in der Schule, von dem Lobe seiner Lehrer, von seinen guten Zeugnissen und von allem Guten überhaupt, was ihr den Mut gab, den Kopf hoch zu tragen und durch ihre Worte den Richter und die anderen in ihren Bann zu ziehen, man weiß es nicht. Tatsache ist nur, daß der Richter die Mutter reden läßt, mit ihr denkt und mit ihr fühlt, und daß dann, als die Mutter auf den Fehltritt ihres Jungen zu sprechen kommt und alles schildert, wie es ihr der Junge gebeichtet, dem Richter die ganze Sache in einem anderen Licht erscheint.

„Herr Richter! Ich bin eine arme Frau und habe nichts als meinen ehrlichen Namen. Im Kriege habe ich meinen braven Mann verloren, der noch auf seinem Sterbebett im Kriegsspital, wie es mir seine Kameraden berichtet haben, den einzigen und letzten Wunsch geäußert hat, daß seine Kinder seinen ehrlichen Namen hochhalten mögen. Ich habe gekämpft Jahre lang und mein Bub war mein Stolz und meine ganze Hoffnung. Herr Richter, er hat einen Fehltritt begangen, aber er ist schon hart genug bestraft und ich mit ihm. Ich habe ihm im Herzen schon verziehen und ich glaube und hoffe, daß dieser eine Fehltritt der letzte sein wird, daß die Anklage und die Verhandlung schon für sich allein eine heilsame Warnung und Mahnung sein werden. Herr Richter! Können nicht auch Sie verzeihen? Können nicht auch Sie glauben und hoffen, daß er viel leichter wieder in die richtige Bahn gebracht wird, wenn ihm verziehen und wenn er nicht vom Gerichte zum Diebe gebrandmarkt wird? Herr Richter! Im Namen seines verstorbenen Vaters, in meinem und seiner Geschwister Namen und im Namen des armen Jungen selbst beschwöre ich Sie, lassen Sie Gnade für Recht gelten, stoßen

Sie nicht ihn und mit ihm uns ins Unglück, brandmarken Sie mit einer Verurteilung nicht unsere ganze Familie!“

Die Frau, die durch die Macht ihrer Rede zu einem der besten Verteidiger wurde, die je an diesem Verteidigtische saßen, war bei den letzten Worten zum Richtertische herantreten und hatte ihre Hände flehend zum Richter emporgehoben. Was ein noch so tüchtiger Verteidiger nicht vermochte, die Kraft dieser Mutterliebe hatte das Herz des Richters bezwungen; aber auch auf den jungen Staatsanwalt waren die Worte der leidenden und um das Schicksal ihres Kindes kämpfenden Mutter nicht ohne Eindruck geblieben.

Beide wechselten einen verständnisvollen Blick. Mutter und Kind hatten ihn bemerkt, aber sie wußten nicht, daß mit diesem Blick ihr Schicksal entschieden wurde.

Der weitere Verlauf der Verhandlung war kurz. Die Frau Generalin mußte nur bestätigen, daß sie keinen Schaden erlitten hatte, und der Herr Direktor teilte mit, daß in der Schule kein Anstand gegen den Jungen vorlag. Der Herr Lehrer aber sprach voll Begeisterung von seinem Schüler, rühmte ihn als einen der Besten und gab auch der Hoffnung Ausdruck, daß er trotz seines Fehltrittes noch ein tüchtiger Mensch werde. Den dankerfüllten Blick der Mutter beantwortete er beim Weggehen mit. einem warmen Händedruck.

Und nun kam es zum Schlusse. Der Staatsanwalt beantragte nur Gesetzesanwendung, was so viel heißt, daß der Richter nach seinem Ermessen handeln könne.

Das Barett, eine schwarze eckige Kappe, auf das Haupt drückend, erhob sich nun der Richter und mit ihm alle Anwesenden zur Verkündigung des Urteilspruches.

Gespannt richten sich alle Blicke auf die Lippen des Richters. Mäuschenstille herrscht im Saale, man glaubt das Hämmern des armen Mutterherzens zu hören.

„Im Namen des Gesetzes! Der Angeklagte Rudolf Klein wird von der wider ihn erhobenen Anklage wegen Vergehens des Diebstahles freigesprochen.“

Ein erlösendes Ah! geht durch die Versammlung, die Mutter ist vor Freude fast einer Ohnmacht nahe, dann wankt sie hin zum Richtertische. „Herr Richter! Jetzt haben auch wir Ostern, mögen es Ihnen Ihre Kinder lohnen!“

Rudi kann es kaum fassen. Als nun aber der Richter ihm eine strenge Mahnung erteilt und ihm vor Augen hält, daß es leicht hätte anders ausgehen können, und als er sieht, wie auch der Staatsanwalt die Worte des Richters mit einer strengen, aber doch freundschaftlichen Warnung bekräftigt, bricht er in Weinen aus und dankt unter Tränen den beiden Männern, die sich zusammengetan, um sein Geschick in bessere Bahnen zu lenken.

Die Versprechungen, die er damals den beiden, sich selbst und auf dem Heimwege seiner Mutter gegeben hatte, hält er getreulich. Das Osterfest von damals ist doch noch schön geworden; und es ist so gut wie sicher, daß er sich, seiner Mutter und seinen Geschwistern noch recht viele schöne Ostern bereiten wird.

Dem lieben Herrn Lehrer, der es auch so meisterhaft verstanden hat, die ganze Geschichte vor den Mitschülern zu verbergen, bewahrt er ganz besondere Liebe und Anhänglichkeit.



FRITZENS ERSTE BERGFAHRT

So um die Erntezeit herum war's, an einem milden, lauen Juliabende, spät abends schon, die Glühwürmchen leuchteten, die Fledermäuse huschten. Vom Teiche her erklangen die wohlklingenden Rufe der Unken und vom großen Eschenbaum im Garten die Totenrufe des Käuzchens. Vor den Häusern auf dem Rasen ruhten die Männer der Arbeit von des Tages Last und Mühen aus, erzählten ihre Erlebnisse des Tages, besprachen ihre Hoffnungen und Wünsche. Sie plauderten leise, als wollten sie den Abendfrieden, der mit seiner ganzen Ruhe und Schönheit über dem Dorfe lag, nicht stören. Und dieses leise Geplauder mischte sich harmonisch in die Stimmen der Natur.

Nur Freunde hatten sich in den verschiedenen Gruppen zusammengefunden. Dort lagen zwei, dort drei, dort eine größere Gruppe. Je heller die Sterne am Himmel leuchteten, je heller die Lichtlein der Johanniskäfer erglänzten, desto stiller wurde ihr Gemurmel, bis sich einer nach dem andern erhob, um sein Keuschchen und sein Bett aufzusuchen, denn morgen war es für sie schon um 4 oder 5 Uhr Tag.

Nur mehr zwei Burschen, der eine beiläufig sechzehn, der andere, etwa vierzehn Jahre, blieben noch übrig. Ihre Mütter waren Fabriksarbeiterinnen, sie hatten beide Nachtschicht und sie konnten sich den Abendplausch verlängern nach Herzenslust. Der jüngere sprach dringlich auf den älteren ein.

Um Sonntag nach Jakobi war Kirchweihfest auf dem Dobratsch, da wollte er mit dabei sein. Er war erst seit kurzem im Orte, war mit seiner Mutter aus der Stadt gekommen, sah täglich den prächtigen Bergriesen, hörte täglich erzählen, wie schön es da oben sei, und wußte, daß sich in der ganzen Schule wohl keiner seines Alters fand, der noch nicht auf der Alm gewesen war. Er mußte hinauf, das stand bei ihm fest. Seine Mutter hatte er schon bestürmt, aber sie wollte nichts davon wissen. Mit ihren zwei Kronen pro Tag hatte sie gerade Sorgen genug, konnte sie ihm nicht Geld für die Almfahrt und noch Lebensmittel genug mitgeben. Ein armer

Inwohnerbub kann nicht das mitmachen, was sich die reichen Bauernsöhne erlauben können. „Keine nutzen Schuhe hast, kein ordentliches Gewand, schämen müßtest dich vor den andern, das muß nicht sein, vielleicht das nächstemal, aufs Jahr, wenn's besser geht.“ Zudem wies ihn die Mutter darauf hin, daß er keinen Begleiter habe, daß er nicht nur noch völlig fremd im Orte sei, sondern die reichen Bauernsöhne von den Arbeiterkindern überhaupt nichts wissen wollen.

Mit den Schuhen ging's schon noch und mit den Kleidern auch, meinte der Fritz zum Hans, aber Hans soll mit, dann würde es die Mutter schon erlauben. Hans war aber schon öfters oben gewesen, als sein Vater auf der Alm Halter war, er hatte etwas anderes vor, er wollte nicht recht. Aber so lang drang Fritz in seinen Freund, daß er ihm, wohl hauptsächlich um ihn loszukriegen, versprach mitzukommen. Endlich nach dem abgerungenen Versprechen verabschiedeten sich die beiden Freunde auch. Fritz war selig, nun wird die Mutter die Erlaubnis schon erteilen und nun wird er die Alm sehen und nicht mehr, wenn seine Schulkollegen davon reden, beiseite stehen und sich schämen müssen, daß er noch nicht oben war.

Nach langem Zögern und in der Voraussetzung, daß der Rader Hans auch bestimmt mit ihm gehe, erhielt er die Erlaubnis. Und der 25. Juli, der Jakobitag, kam und bald darauf auch der Sonntag. Aber seine Freude erhielt einen argen Stoß. Am Freitag vorher, an einem ebenso schönen Sommerabend, erklärte ihm sein Freund, daß er doch nicht gehen könne, er habe etwas anderes vor, tat sehr geheimnisvoll, sagte nichts weiter und blieb bei seinem Entschlusse, soviel der so grausam enttäuschte Fritz auch betteln mochte.

„Du bist ein Lügner, ein Schuft!“ Das war schließlich der Gutenachtgruß geworden, mit dem sich Fritz von seinem Freunde trennte. Dieser zuckte gleichgültig die Achseln, und mit einem grollenden „Trottel du!“ ließ er seinen Freund stehen.

Fritz konnte die halbe Nacht nicht schlafen. Sollte er der Mutter, der er die Erlaubnis zu seiner ersten Almfahrt so schwer abgerungen hatte und die nun bereits ihre Vorkehrungen für sie traf, mitteilen, daß Hans sein Versprechen zurückgezogen habe? Er sann hin und her. Sein besseres Wissen sagte ihm, daß die bloße Verheimlichung schon eine Lüge sei, seine Sehnsucht nach der Alm ließ ihn aber sein Gewissen beschwichtigen mit dem Vorwande, daß er, wenn er nichts sage, doch keine Lüge gesprochen habe. Er werde schon allein hinauffinden, entschied er, und wenn es hintennach die Mutter erfahre, so mache es nicht viel.

Und der Samstag Abend kam und um sechs Uhr abends ging er mit einem mächtigen Bergstocke, den er sich entliehen hatte, zum Tor und so schnell als möglich zum Orte hinaus, damit ja nicht die Mutter erfahre, daß Hans nicht mit ihm sei. Erst als er mehr als eine halbe Stunde gelaufen war, machte er Rast und wartete ab, bis jemand kommen würde, dem er sich anschließen könne. Und richtig, nach einer zweiten halben Stunde kam eine größere Gruppe gleichaltriger Burschen daher. Fast die Hälfte der Bauernsöhne des ganzen Ortes war es. Ob er mitgehen dürfe, bat er. Ziemlich unwillig wurde es ihm erlaubt, weil man es ihm doch nicht verbieten konnte.

Über die vielen Bosheiten, die sich über ihn während des mehr als vierstündigen Marsches ergossen, half er sich leicht hinweg. Höher und höher ging's hinauf, und das war die Hauptsache für ihn. Daß die anderen sich schon nach dem halben Aufstiege zu einer ausgiebigen Jause setzten, Würste, Käse, Butter, Fleisch und sonstige Herrlichkeiten auspackten, machte ihm nichts, daß der Hiaslwirt-Seppl, des reichsten Bauern Sohn, eine Flasche Wein zum besten gab, von dem man ihn nicht einmal einen Schluck kosten ließ,

verschmerzte er auch, daß aber einige von ihnen, weil einige Wolken aufgestiegen waren, allen Ernstes erklärten, daß sie nun wegen des kommenden Gewitters umkehren müßten, gab ihm einen Stich ins Herz. Er hatte nicht ihre geheimen Zeichen gesehen, und als sie nun den Rückweg einzuschlagen begannen, überlegte er, ob er allein weiter soll. Die Nacht kam bald heran, ein Gewitter stand in Sicht, so nahe am Ziel und umkehren müssen. Heulend und weinend hinkte er hinter den anderen her. Je mehr er heulte, desto mehr lachten die anderen, und als sie endlich des grausamen Spiels genug hatten, machten sie kehrt. Mit ihnen natürlich Fritz. Unter Tränen begann er wieder zu lächeln und schloß sich ihnen wieder hinten an, neben ihnen durfte er nicht, es waren ein paar Bauernsöhnchen dabei, die ihren Vätern schon das Protzen abgesehen hatten. Von Zeit zu Zeit fielen schlechte Witze und Stichelreden nach hinten, aber vorwärts ging es trotz alledem, und das war die Hauptsache.

Gegen elf Uhr nachts langte man bei der ersten Almhütte an. Die Burschen setzten sich neben andere, die bereits früher angekommen waren, ans offene Feuer. Der Halter kochte Schmarrn, die Burschen aßen wieder Würste, Speck, Fleisch, Butter und Käse, der Fritz ein Stück trockenes Brot. Das kleine Stück Fleisch, das er mitbekommen hatte, mußte er sparen, Brot hatte er genug. Die Burschen krochen ins Heu, auch Fritz suchte sich, in respektvoller Entfernung natürlich, ein Plätzchen. Nach wenigen Stunden schon brach man auf. Zu seinem Schrecken vermißte Fritz sein Bündel mit seinem Essen. Die anderen hatten Rucksäcke, solchen Luxus konnte er sich nicht erlauben, seine Mutter hatte ihm nur ein Bündel mit einem blauen Tuche zurecht gemacht. Die anderen aßen schon lang. Er durchsuchte noch immer das Heu, den ganzen Heuboden hatte er schon völlig umgekehrt, aber war es Bosheit oder war wirklich ein Dieb im Heu, er wußte es nicht, er wußte nur genau, daß er mit seinem Jausenbündel in der Hand eingeschlafen war. „Die Füchse werden es gefressen haben“, meinte der eine. „Der Almstier hat's g'holt,“ höhnte der andere. Mit solchen und ähnlichen Bemerkungen verließ einer nach dem andern, nachdem er reichlich gefrühstückt hatte, die Hütte. Neugestärkt traten sie in den taufrischen Morgen hinaus. Recht niedergeschlagen der arme Fritz, der schon vom Vortage her, weil er sparen mußte, noch Hunger hatte. Und aufwärts ging's noch zwei Stunden lang. Oben gab's eine Messe mit Musik und Gesang und nach der Messe ein Zechgelage bei den Buschenschenken, die Wein und Bier, Milch und Most, Lebzelten und Met feil hielten. Für die herrliche Rundschau hatten die Burschen die wenigsten Empfindungen, und auch der arme Fritz, der sich so auf seine erste Almfahrt gefreut hatte, nicht. Er spürte einen quälenden Hunger, dazu die Ermüdung vom Vortag und von heute. Als Städter war er das Bergsteigen ohnehin nicht so gewohnt und dazu mußte er heute und gestern noch oft genug buchstäblich laufen, weil die boshafte Bauernburschen, die da sahen, wie schwer er mit seinen ungenagelten Schuhen im Gerölle ging, ihm völlig davongelaufen waren.

Er schlich sich hinter die Kirche hin, wo die Südseite des Berges mit der Roten Wand jäh abschneidet und einen herrlichen Blick ins grüne Gailtal und gerade hinüber auf den Luschariberg und die Julischen Alpen gewährt. Mit knurrendem Magen sog er noch all die Herrlichkeiten in sich auf, dann legte er sich in die Sonne nieder und schlief vor Erschöpfung ein.

Er mochte ein oder zwei Stunden geschlafen haben, als er ein Gejohle vernahm und durch eine kalte Dusche jäh aus dem Schlafe gerissen wurde.

„Auf der Alm schläft man nit!“

„Warst z' Haus blieb'n, du Hascher!“

„Glaubst, wir wern di obitrog'n!“

„So a Lethfeigen!“

Solche und ähnliche Rufe stürmten auf ihn ein, und der Hias, der das Glas Wasser auf Fritz ausgegossen hatte, trieb es am ärgsten.

Geduldig ertrug der Gepeinigte den Spott. Als sie aber jetzt neuerlich ihre Rucksäcke auszupacken und mit behaglicher Ruhe ihre noch immer ziemlich ansehnlichen Vorräte an Eßwaren auszubreiten begannen, da hielt es der arme Fritz, dem der Schlaf den Hunger nicht vertrieben, sondern nur noch vergrößert hatte, nicht aus. Er wollte davoneilen, da aber zog der Hiaswirt-Seppl unter allgemeinem Hallo aus seinem Rucksacke Fritzchens Jausenbündel hervor. Fritz wollte darauf losstürzen.

„Ah, so schnell geht das nit,“ rief der Seppl, „glaubst, umsonst hab'n mir dir's aufertrog'n. Wann is nit g'fund'n hätt', häst eh nix davon,“ log er weiter. Fritz, der ganz genau wußte, daß er der letzte war und der Hias als einer der ersten die Almhütte verlassen hatte, wollte protestieren. Aber da kam er schön an. Wenn er noch ein Wort sage, werfe man ihm seinen Hungerleiderbinkel über die Rote Wand abi, und wenn er noch weiter aufmucken wollte, ihn selber nach, wär' nit schad' um so einen armen Schlucker, den später eh die Gemeinde als Einleger aushalten muß. So schimpften sie eine Weile fort, dann entschieden sie, daß der Fritz für seine Frechheiten „a Buaß tuan muaß“.

Eifrig steckten sie die Köpfe zusammen und beratschlagten, was das für eine Buße werden sollte. Der Hias, der älteste, er war schon sechzehn und der abgefeimteste von allen, kam auf einen teuflischen Gedanken. Dort am Rande des Abgrundes über den Latschen wuchs eine kleine, vielleicht drei Meter hohe Fichte empor. Ihre Wurzeln kämpften einen harten Kampf ums Dasein mit Sturm und Wind. Mehr als hundert Jahre alt mag sie gewesen sein, doch kaum mehr als armdick. Auf der Südseite reckten sich die Wurzeln bereits ins Freie, auf der Nordseite hatten sie etwas Halt, das ganze Bäumchen neigte sich schon gegen den Abgrund, es war sicher, der nächste Sturm vielleicht riß es schon hinunter in die schauerliche Tiefe, zu seinen Kameraden, die gerade kurz vorher das gleiche Schicksal erlitten hatten.

Mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, machten sie sich nun an eine geheimnisvolle Arbeit. Zwei zirka zweieinhalb Meter lange Bergstöcke, wie sie in den Alpen von der ländlichen Bevölkerung noch heute getragen werden, wurden zusammengebunden und auf die Spitze das Jausenbündel gesteckt, ein dritter half mit seinem Bergstocke nach, und mit vereinten Kräften brachten sie das Bündel fast auf den Gipfel der kleinen Fichte. Dort oben, für Menschenhände schier unerreichbar, prangte das blaue Bündel im Sonnenscheine.

„Da ist dein Essen, wenn du hungrig bist, hol' dir's aber!“ riefen sie dem vor Hunger fast gänzlich erschöpften Fritz zu, der mit ohnmächtigem Grimm ihrem Treiben zusehen mußte. Er, ohnehin nicht ganz schwindelfrei, hatte sich gar nicht in die Nähe des Abgrundes gewagt, er, ohnehin ein schlechter Kletterer, sollte das Bäumchen ersteigen und gewiß hinunterfallen. Nein, das konnte er nicht.

Aber gemütlich aßen die anderen weiter, hießen ihn dabei von Zeit zu Zeit einen Feigling und warteten nebstbei der Dinge, die da kommen würden. Fritz wurde immer hungriger. Mit vergehender Sehnsucht sah er zu seinem Essen hinauf. Wenn er halt doch nicht hinabfallen würde? Und immer kleiner kam ihm das Bäumchen vor. Lange studierte er hin und her.

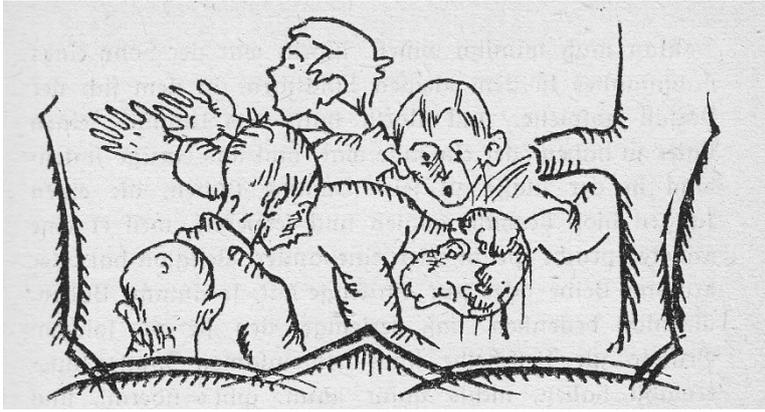
Unterdessen hatte sich auf der anderen Seite der Kirche etwas zugetragen. Von den Bauernbuben waren einige aufgestanden, auf die andere Seite der Kirche gegangen, und dort protzten und prahlten sie vor den übrigen Almbesuchern mit ihrem Spasse, den sie mit dem Fritz haben. Unter diesen Leuten war auch der Rader Hans, Fritzens Freund. Im letzten Momente hatte er sich's doch überlegt, und als er erfuhr, daß Fritz allein gegangen war, war er Sonntag früh aufgebrochen und nun kaum erst zur Kirche gekommen, mit ihm einige Kollegen aus der Fabrik, feste Burschen und kräftige Männer. Sie waren abseits gestanden, aber Hans hatte alles gehört, sein Haß gegen diese aufgeblasenen Bauernburschen war so alt, als er denken konnte, seine Kollegen teilten vielfach dieselben Gefühle. Im Nu waren sie eins. Heimlich schlichen sie sich, durch die Kirchenmauer gedeckt, auf die andere Seite.

Die Buben bemerkten sie nicht. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf Fritz gelenkt. Auf allen Vieren war dieser zum Baume gekrochen, und langsam und unsicher, wie ein Blinder tastend, versuchte er nun das Bäumchen zu erklimmen. Schon berührten seine Füße nicht mehr den Boden, schon wollte er den ersten Ast erfassen, da erscholl ein donnerndes: „Haltein, Fritz! Keinen Schritt weiter! Geh langsam zurück!“

Der da gerufen hatte, war Hans, der allein neben dem Haufen Buben stand, und die Buben, die zehn gegen einen standen, sie wollten aufbegehren und über den Hans herfallen, aber da auf einmal sausten die Schläge hageldicht. Wohl mehr als ein Dutzend Männerfäuste bearbeiteten die Schädel der Überraschten und alles Winseln und heulen half nichts. Das Hagelwetter war so bald nicht zu Ende. Keuchend und pustend polterte der Hans: „Ihr Hundsfötter, ihr elendigen! Ihr Armeleutschinder! Ihr Lumpen, ihr nichtsnutzigen!“ Da noch eins und da auch noch eins, und den einen und den andern zog er bei den Löffeln, fast keiner kam ohne die wohlverdiente Strafe davon. Winselnd und heulend schlichen sie davon, nicht ohne in gehöriger Entfernung Drohungen gegen die Arbeiter auszustoßen.

Mit vereinten Kräften holte man dann das Jausenbündel herunter, gab ihm noch eine Verstärkung, und Fritz, der sich mittlerweile von seinem Schrecken erholt hatte, stillte seinen Hunger. Jetzt erst konnte er dem Hans danken. „Schon gut, schon gut,“ wehrte Hans ab, „nur den Schuft nimm zurück vom letzten Male.“ Weinend bat ihm Fritz alles ab, und er weinte noch lange fort, zu sehr hatten ihm seine Feinde seine erste Bergfahrt verleidet.





MAX UND MORITZ

Max und Moritz waren zwei dicke Freunde. Nicht etwa weil diese Namen in den köstlichen Spitzbubenstreichen von Busch die Hauptrolle spielen, sondern aus einem ganz anderen Grund. Auch waren die beiden jetzt völlig unzertrennlichen Freunde nicht von jeher so aufeinander gut. Im Gegenteil. Es war gar nicht so lange her, wo sie sich noch spinnefeind einander auf das heftigste befehdeten. Besonders der elfjährige Max hatte es auf den um ein halbes Jahr jüngeren Moritz abgesehen.

Man muß nämlich wissen, Moritz war der Sohn eines Kaufmannes in dem kleinen Städtchen, in dem sich der Vorfall abspielte, und Moritz hatte das Unglück, einen Vater zu haben, der ein Jude war, und das einzige Judenkind in der Klasse zu sein. Dumme Buben, die einen Jungen bloß deshalb quälen und seckieren, weil er eine andere Sprache spricht oder eine andere Religion hat oder krumme Beine oder nur ein Auge hat, so dumme Buben, die nicht bedenken, daß derjenige, den sie aus solchem Grunde zur Zielscheibe ihres gemeinsamen Spottes auserwählt haben, nichts dafür kann, gibt's überall, und warum sollte es in der fünften A-Klasse keine solchen gegeben haben. Das Unglück für unseren Moritz war nur, daß gerade in seiner Klasse eine ganze Reihe solcher Bengels war, die ihm jeden Schulweg und auch womöglich noch die Schulstunden zur Quelle der größten Leiden machten, und daß gerade Max Lautner der Anführer dieser Bande war.

Sooft Moritz erschien, fing das Gejohle an. „Itzig! Itzig! komm heraus!“ „Isaak, Krummbein,“ und so ähnliche Spitznamen gab's dutzendfach, und sofort umschwärmte ihn auch in Haufe seiner Schulkameraden, die ihn neckten, soviel sie konnten. Anfangs, als der Moritz noch klein war, wurde er, um diesen Neckereien zu entgehen, des öfteren von seiner Mutter zur Schule begleitet und abgeholt. Nun aber kam die Mutter lange nicht mehr, weil sie schwer krank zu Hause lag, der Vater konnte nicht vom Geschäfte weg, und im übrigen hätte sich Moritz auch geschämt, sich als großer Junge von seinen Eltern in die Schule führen zu lassen. Er wußte es sich nun immer so einzuteilen, daß er so genau als möglich von zu Hause fortging, um pünktlich, fast mit dem Schlage der Stunde in die Schule zu kommen. Dadurch wich er wenigstens auf dem Wege zur Schule den meisten Quälereien aus, um diese Zeit war der Schulweg schon ziemlich leer, und wer noch auf der Gasse war, hatte keine Zeit für solche Dinge mehr, er mußte sich selbst tummeln, um nicht eine Strafe von seinem Lehrer zu erhalten. Beim Nachhauseweg ging's aber so einfach nicht, da konnte er seinen Quälgeistern nicht entinnen. Was half's, daß der Lehrer, der selbst sehr oft Zeuge solch häßlicher Szenen war, die ärgsten Rädelsführer, den Max und einige andere, streng bestrafte und ihnen in der Schule eine ordentliche Strafpredigt hielt. Die Geschichte wurde nicht besser. Im Gegenteil. Man hielt nur strenge Acht, daß der Lehrer nichts gewahr wurde, und machte dem Moritz die Hölle nur noch heißer. Max, der die schwerste Strafe erlitten hatte, allen voran, machte sich

direkt einen Sport daraus, immer neue Schimpfnamen und immer neue Quälereien für Moris zu erfinden.

Begreiflicherweise war unter solchen Umständen auch Moritz nicht gut auf Max und seinen Anhang zu sprechen. Er tröstete sich aber damit, daß er bald aus der Volksschule heraus sein werde, und daß es ihm dann auf dem Gymnasium, wohin ihm Max wohl nicht folgen werde, besser ergehen wird.

Ganz unerwarteterweise trat aber in dem Verhältnis eine rasche Wendung ein. Es war schon zu Ende des Schuljahres, Ende Juni. Moritz war ausnahmsweise etwas früher von zu Hause fortgegangen, weil er noch vor Schulanfang Einkäufe zu besorgen hatte. Eben bog er aus einer Seitengasse in die Schulgasse ein, als er hinter sich die Stimmen seiner Kameraden vernahm. und noch die Worte hörte: „Schau, wie hoch ich den Stein in die Luft werfen kann!“ Einen Moment später fühlte er einen dumpfen, schweren Schlag auf den Kopf, ihm wurde finster vor den Augen, er taumelte und wäre sicher zu Boden gestürzt, wenn er nicht von Maxens Armen aufgefangen worden wäre.

„Um Gotteswillen, das hab' ich nicht gewollt!“ rief er betuernd aus.

„Herrgott, wie er blutet!“ rief ein anderer.

„Er ist ganz blaß,“ ein dritter, und die ganze Gruppe umstand schreckerfüllt den Verletzten, dem das Blut in kleinen Bächlein rechts und links auf die Wangen und in den Nacken floß.

Um Gotteswillen, was hab' ich angestellt,“ jammerte Max verzweiflungsvoll.

„Alle werd'n wir eingesperrt,“ jammerten die anderen.

„I trau' mi nit in die Schul',“ heulte Max wieder, „der Lehrer glaubt's mir nit, daß i das nit absichtlich tan hab'.“

Er hatte tatsächlich allen Grund, das zu fürchten, hatte der Lehrer doch erst vor kurzem einen Schüler wegen eines Steinwurfes zum Direktor geführt, ihn strenge bestraft und ihm eine schlechte Sittennote gegeben.

„I geh nit in die Schul',“ klagte der eine wieder, „i a net,“ der andere, und so jammerten sie durcheinander. Aus den sonst so furchtlosen und oft frechen Bengels war auf einmal ein ganzes Häufchen Unglück geworden.

Und Moritz? Er war der einzige, der bei der ganzen Geschichte seinen Kopf, der ihm zwar ordentlich summt und brummt und ihn auch sehr schmerzte, oben behielt. Flugs war er in ein Seitengäßchen eingebogen, und dort bei einem öffentlichen Brunnen steckte er seinen Kopf unter den kalten Wasserstrahl. Gleich darauf waren auch die anderen bei ihm. Und nun ging's an ein vorsichtiges Waschen und Putzen. Wie eine Mutter mit ihrem Kinde sprangen die Burschen um Moritz herum, wuschen ihm das Blut vom Hals und vom Gesicht und recht vorsichtig und liebevoll vom Kopf, und dann untersuchten sie die Wunde.

„Du, is a Murdsloch,“ konstatierte der eine.

„Wird er sterben?“ fragte voller Angst Max.

„Ach, an so was stirbt man nit,“ meinte der Verwundete unter Lächeln.

„Wirst's aushalten in der Schul'? fragte einer.

„Wirst mi anzeigen?“ fragte angsterfüllt Max. Er wußte wohl, als er diese Frage tat, daß er eigentlich keine Schonung durch Moritz verdient hatte.

„Ach was, jetzt ist höchste Zeit zur Schul',“ mahnte Moritz, und gemeinsam stürzten sie dem Schulhause zu. In der Klasse hatte der Unterricht bereits begonnen. Als ob nichts geschehen wäre, setzten sich alle auf ihre Plätze. Der Lehrer brummte wohl etwas über das verfluchte Zuspätkommen, und als er den nassen Kopf des Moritz sah, über die Unsitte, seinen Kopf vor der Schule unter den Brunnen zu stecken.

Eisig kalt wurlte es Max über den Rücken, als der Lehrer von Moritzchens Kopf sprach, angsterfüllt fürchteten auch die anderen, daß der Lehrer etwas bemerken werde. Aber jede Gefahr schien vorüber. Nun aber strich sich Moriz mit dem nassen Taschentuch über den Kopf.

„Spielmann, warum hast du ein blutiges Taschentuch ?“ fragte da auf einmal der Lehrer.

Entsetzt horchten die anderen auf, jetzt war alles verloren.

„Herr Lehrer, ich habe Nasen geblutet, und darum hab' ich mich beim Brunnen gewaschen,“ antwortete Moritz fest und erleichtert atmeten die anderen auf.

Der Unterricht nahm seinen Fortgang. Die erste Stunde war Lesen. Hatte Moritz auch anfangs nicht so viel Schmerzen verspürt, jetzt bei dem einförmigen Herunterlesen in dieser Stille fing seine Wunde besonders zu brennen an. Hinter Moritz saß Max. Er sah mit Bangen und auch mit Mitleid wie Moritz vor Schmerzen sein Gesicht verzog und sich mit seinem nassen Taschentuche Linderung für seine schmerzende Wunde bringen wollte.

„Herr Lehrer, bitt', darf ich hinaus?“ Max war's, der die Bitte stellte.

„In der ersten Stunde erlaub' ich's nicht,“ rief der Lehrer zornig.

„Herr Lehrer, ich hab' Abführen,“ log Marx.

„Schau, daß d' außi kommst,“ schnarrte ihn der Lehrer an.

Max verschwand, um in fünf Minuten wieder zurückzukehren, und als ihm der Lehrer gerade den Rücken kehrte, schob er seinem Vordermanne sein Taschentuch, daß er draußen ins frische Wasser getaucht hatte, in die Hand.

Dem Moritz tat das frische Naß sichtlich wohl.

„Das ist gut,“ meinte er, erleichtert aufatmend.

In einer Viertelstunde mußte Max schon wieder hinaus. Er hatte sich von seinem Nachbar ein frisches Taschentuch geborgt und gar bald kam er mit einem frischen kalten Umschlage zurück, den Moritz gleich darauf wieder hocheifreut an seine schmerzende Wunde preßte. Immer ärger wurden indessen die Schmerzen, und in der zweiten Stunde, beim Zeichnen,

war's fast nicht mehr zum Aushalten. Aber immer fleißiger waren die Samariter am Werke. Jetzt war es nicht mehr einer allein, sondern die ganze engere Kameradschaft Max' beteiligte sich daran. Einer nach dem anderen mußte hinaus, und einer nach dem anderen kam mit einem nassen Taschentuche zurück, und einen kühlenden Umschlag nach dem anderen preßte sich Moritz auf seine Wunde.

„Was hast du denn eigentlich, Spielmann, daß du nichts zeichnest und nur immer mit deinem Kopfe zu tun hast,“ fragte nun auf einmal der Lehrer.

„Kopfweh hab' ich so stark, Herr Lehrer.“

„Hab' ich nicht gesagt, das verfluchte Duschen beim Brunnen vor dem Schulgehen, schau', daß du nach Hause kommst.“

Erleichtert atmete Moritz auf, und als sich der Lehrer umwandte, raunte ihm Max schnell zu: „Wart drunten beim Brunnen auf uns.“

Eine Viertelstunde, und die Schule war aus. Im Sturme sprengten Max und seine Kollegen zum bestimmten Brunnen.

„Tapfer warst, Spielmann,“ sagte Max.

„Brav hat er sich gehalten,“ „wacker,“ die anderen.

Ein Händeschütteln gab's und gemeinsam ging es heim zu Spielmanns Wohnung und dort beichteten sie alle, wie es gekommen war. Max hatte zeigen wollen, wie stark er ist, und hat den großen Stein in die Höhe geworfen, mittlerweile war Moritz, den sie früher nicht gesehen hatten, um die Ecke gekommen und da sei das Malheur geschehen. Mit Moritz vereint baten sie Herrn Spielmann, dem Lehrer nichts zu sagen.

Herr Spielmann besichtigte die Wunde, konstatierte auch, daß man an solchen Dingen nicht gleich sterben müsse, meinte, daß es in einigen Tagen gut sein werde, hielt aber schließlich den Jungen ganz ernstlich vor Augen, daß man auf der Straße nicht solche dumme Spiele treiben könne. Ein kleines Kind hätte genug gehabt oder, wäre der Stein noch größer gewesen, wäre es auch bei Moritz nicht so glimpflich ausgefallen.

Schließlich schieden aber alle befriedigt. Am nächsten Tage war zum Glücke Feiertag, und als am Tage darauf Moritz in der Früh das Haus verließ, erwartete ihn bereits Max mit seinen Kollegen, nicht aber um ihn, wie früher zu peinigen und zu quälen, sondern um sich lebhaft und teilnahmsvoll um sein Befinden zu erkundigen.

Seit dieser Zeit waren Max und Moritz dicke Freunde geworden, und sie blieben es auch auf dem Gymnasium, das auch Max besuchte. Dieser Freundschaft verdankte es Moritz, daß er für immer auch vor den anderen Ruhe hatte.

„Der Spielmann is ein fescher Kerl, das weiß ich am besten,“ war sein Spruch, wenn jemand mit seinem Freunde Moritz anbandeln wollte, und was Marx sagte, glaubte man gern, nicht allein weil er selbst ein fescher Kerl war, sondern weil seine Fäuste mit Recht gefürchtet waren.



DER LETZTE HUNDERTER

(Eine Erinnerung aus dem Jahre 1913 und geschrieben, um unsere heutige Jugend mit dem Wesen des Militarismus im alten Österreich etwas bekannt zu machen.)

- Am Donnerstag abend war's, meine Buben, dreizehn-, zwölf- und elfjährige Bengels, die nie wissen, wenn sie zu Hause sein sollen, waren schon wieder einmal nicht rechtzeitig da. Endlich, spät abends, stürmen sie mit lautem Gepolter die Stiegen herauf und zur Türe herein. Ich bin „geladen“ und will losfahren. Aber außer Atem, mich nicht zu Worte kommen lassend, sprudeln sie hervor: „Wir waren beim Hunderter-Begraben!“

„Ja, was is denn das? Was habt's denn wieder für Dummheiten?“ herrschte ich sie an. :

Obwohl ich nicht zu fürchten brauche, daß sie bei mir irgend einen arbeitslosen Hunderter entdeckt und ihn irgendwo vergraben haben, vermute ich doch irgendeinen anderen Streich, den sie wieder einmal ausgeheckt haben. Andererseits befremdet mich wieder die Offenheit, mit der sie so einstimmig über die Sache berichten. Wenn sie eine Untat am Kerbholze haben, machen sie die Sache anders.

„Also, was war's denn eigentlich?“ fragte ich sie interessiert, und die Racker, wohl wissend, daß sie nun ihr Ziel erreicht haben, daß ich auf ihr spätes Heimkommen vergessen habe, beginnen gleichzeitig zu erzählen:

„Einen Hunderter haben s' begraben in der Elisabethnergasse.“

„Einer red't, nit alle z'samm'! Willi, erzähl', was war mit dem Hunderter?“

„Ja, in der Elisabethnergasse, wir waren am Lazarettfeld, und wie wir zurückkommen sein, da war in der Elisabethnergasse alles voll Leut' und die haben alle umi geschaut auf die Soldaten. Die haben sich ganz verkehrt anzog'n g'habt. Die Röck' hinten zug'knöpfelt, die Tornister auf der Brust vorn, die Kappenschilder hinten und alles verkehrt. Und da haben s' an Mann g'habt, mit Stroh ausg'stopft, und auf der weißen Hosen is g'standen: Der letzte Hunderter, und g'sungen und g'schrien haben s', und aner hat a Red' g'halten, die hab'n mar nit ganz g'hört.“

„I hab' wohl a bißl g'hört,“ beteuert Nr. 2, „er hat gsagt, daß sie schon lang gewartet haben auf den heutigen Tag, und daß es ihnen recht is, daß er kummen is, der letzte Hunderter, daß es ihnen aber recht is, das er glei wieder fortgeht, und daß es ihnen schon recht war', wenn's in letzten Fünzfziger a schon g'wechselt hätten.“

„Das hab' i a g'hört!“ ruft Nr. 3. „I a!“ Nr. 1 und fährt fort: „Dann haben s' den Strohmänn auf 'm Misthaufen eingrab'n und ihn fest zudeckt, daß er ja nit mehr außi kommt, haben s' g'sagt, und dann haben wieder g'schrien: „Hoch der letzte Hunderter! 99 haben wir noch!“- und solche Sachen.“

„Einige Leut' hab'n g'sagt, das sein dumme Soch'n, die die Soldaten machen. Das war wia bei an Faschingszug.“

Nr. 1: „Was is denn das, der Hunderter?“

Nr. 2: „Der letzte Hunderter?“

Nr. 3: „Den sie eingrob'n hob'n?“

Unisono: „Warum hob'n sie ihn eingrob'n?“

Da waren sie nun wieder, diese Fragen, diese Warum, die immer zu früh kommen und alle Theorie der Erziehungskunst über den Haufen werfen. Ich überlegte es mir. Die Sache hat auf sie Eindruck gemacht. Ich könnte mit einem einfachen: „Das weiß ich selbst nicht!“ ausweichen. Über einerseits hätte ich mir, von dem sie wissen, daß ich auch Soldat war, als Vater, der es wissen muß, etwas vergeben und ihr Vertrauen an meine Aufrichtigkeit etwas erschüttert, und anderseits sagte mir mein Gefühl, daß es notwendig ist, den Kindern das für sie ganz unbegreifliche, ihnen lächerlich erscheinende Gebaren begreiflich zu machen, und drittens, hatten sie mir alle drei schon so viel lächerliches Zeug über die Freuden des Soldatendaseins von der Schule mit nach Hause gebracht, daß es mir gut schien, ihnen, soweit als möglich, die Wahrheit zu sagen.

„Weiß du, was das ist, der letzte Hunderter?“ fragten sie mich noch einmal.

„Na freilich. Hab' ja auch schon den letzten Hunderter begraben. Die Geschichte ist so. Jeder Soldat muß drei Jahre beim Militär sein. Und das kommt vielen, den allermeisten von ihnen, schwer an. Sie müssen von Vater und Mutter, von den Verwandten und all ihren lieben Freunden und Bekannten weg und kommen zu fremden Leuten. Sie sind nicht mehr so frei wie früher, können nicht tun, was sie wollen. Müssen exerzieren und vieles machen, was ihnen schwer ankommt, und wenn sie dann noch dazu Vorgesetzte haben, die keine Einsicht mit ihnen haben, sie bei jeder Gelegenheit bestrafen, dann wird ihnen das Leben besonders schwer, und sie sehnen sich nach Hause. Das Heimweh, das die meisten von ihnen befällt, wirkt besonders in der ersten Zeit fürchterlich. Ich habe viele von meinen Kollegen weinen

gesehen. Weinen, Kinder! Wenn junge kräftige Burschen mit 21 Jahren weinen wie kleine Kinder, dann hat's ja seine Gründe.

Und so sehnen sie sich nach Haus und zählen die Jahre und zählen die Monate, die sie voraussichtlich noch beim Militär bleiben müssen. Und im letzten Jahre zählen sie nach Tagen. Der erste Morgengruß der Soldaten, die das dritte Jahr dienen, ist gewöhnlich die Mitteilung, wieviel Tage sie noch zu dienen haben. Mit halbverschlafenen Augen ruft der erste von den Wachgewordenen seinen Morgengruß : „300 hab'n ma noch!“ Und am nächsten Tage: „299 hab'n ma noch!“ Damit ist der 300ter gewechselt, und dann geht es fort, bis der 200ter gewechselt ist, und fort und fort, bis endlich der letzte Hunderter gewechselt wird. Das ist ein besonderer Freudentag. Der Vorabend wird schon gewöhnlich in der Kantine festlich begangen. Die ganze Nacht tönen fröhliche Jauchzer durch die Kaserne, und die Tagwache wird mit vielstimmigen Jauchzern und Freudenrufen begrüßt: „Der letzte Hunderter ist da! Hurra! Der letzte Hunderter!“ Und in ihrem Freudentaumel machen sie halt auch einige Spässe. In dem Strohmanne, den sie heute begraben haben, haben sie sich die Zahl „hundert“, diese dreistellige Zahl, die ihnen so lange den Weg in die Freiheit in weite Ferne rückte, verbildlicht, und das Begraben dieser Zahl war für sie ein Freudenfest, das jeder begreift, der es mitgemacht hat. So ist die Sache.“

„Ach so, jetzt begreif i. I hab' glaubt, daß das nur so a Dummheit ist wie das Faschingbegrab'n. I hab' immer glaubt, beim Militär muß' ganz besonders lustig sein, weil die, die dazukommen, so lustig sind und so jauchzen und schreien.“

„Mein liebes Kind, die Jauchzer, die du heut' gehört hast, sind wahr und echt, die kommen aus voller Seele und sind der wahre Ausdruck der Freude. Die Jauchzer, die du zur Zeit der Assentierung, wo die Leute zum Militär bestimmt werden, hörst, sind oft genug nichts anderes als sogenannter Galgenhumor, das heißt, die Leute wissen und fühlen, was ihnen bevorsteht, sie wollen aber ihren Mitmenschen zeigen, daß sie sich nicht fürchten, und belügen durch ihr zur Schau getragenes Freudengeheul sich selbst und die anderen, die sich betrügen lassen.“

„Muß es denn Soldaten und Militär geben?“ fragt nach längerem Nachdenken der eine.

„Kinder, das ist eine andere Frage, die so leicht nicht beantwortet ist. Wenn ihr größer seid und mehr Einblick in das Weltgetriebe habt und euch einmal ein selbständiges Urteil bilden könnt, werden wir die Frage besprechen. Jetzt ist Essenszeit !“





UM EIN PAAR SCHUHE

Herbstzeit ist es. Kahl sind die Felder; das Korn ist heimgebracht und wo früher wogende Getreidefelder standen, gibt es nur mehr kahle Stoppelfelder, eingerahmt von schmalen Wiesenstreifen und unterbrochen von Klee- und Rübenäckern. Weidende Rinder und hütende Kinder, beleuchtet im goldenen Sonnenscheine! Welch anmutiges Bild.

Und doch, wenn ich heute weidende Rinder und hütende Kinder sehe, vermag ich mich nicht so von ganzem Herzen dieses lieblichen Bildes zu erfreuen. Zu sehr blieb eine Jugenderinnerung dieser Zeit in meiner Seele haften.

Herbsteszeit war es auch. Die Schulferien, die auf dem Lande wegen des Viehweidens um sechs Wochen später beginnen als in der Stadt, waren im Anzug, und ich hatte mich auf diese Ferien ganz besonders gefreut. Ich war als Halterbub (Hüterbub) zu einem reichen Bauern aufgenommen. Die Kost und ein Paar Schuhe waren mein Lohn. So war's vereinbart, und mich als armen vierzehnjährigen Inwohnerssohn reizte nicht nur die zu erwartende gute Kost, die Nudeln mit Schmalz und all die anderen Herrlichkeiten alle, und nicht nur das Paar neue Schuhe, das ich im Winter so gut brauchen konnte, sondern auch ganz besonders die neuen Verhältnisse, die neue Umgebung und meine neue Stellung. Ein Halterbub war schon etwas, der konnte dann nach den Ferien in der Schulzeit schon etwas erzählen von seinen Erlebnissen, er war auch den anderen Schulkameraden, die meist aus Bauernsöhnen bestanden, schon etwas näher gerückt, von ihnen nicht mehr so von der Seite angeschaut, er wurde, das hatte ich längst schon weg, etwas höher eingeschätzt als die anderen armen Fabrikarbeiterkinder, die Inwohnerkinder, wie sie sie so verächtlich nannten.

Mit guten Ermahnungen, aber sonst recht schlecht ausgestattet, hatte mich meine Mutter zu dem zwei Stunden entfernten Bauernhofe geschickt, und mit den besten Vorsätzen trat ich mein neues Amt an. Im Anfange ließ es sich auch ganz gut an. Die Kost war gut, und mein Hüteramt war nicht schwer. Unter meiner Obhut standen im ganzen vier Kühe und zwei Kälber, und das Halten war nur „angeseilt“, wie man dort zu sagen pflegt, das heißt, ich bekam zu jedem Stücke Vieh eine etwa drei Meter lange Kette mit einem Ring und ebenso viele Pflöcke mit. Mir wurde die betreffende Wiese gezeigt, die Pflöcke wurden durch den Ring gesteckt, in gehöriger Entfernung in die Erde geschlagen, und nun konnten die Rinder, solange die Kette reichte, im Umkreise weiden, und ich hatte nur die Aufgabe, nach beiläufig einer Stunde oder mehr, bis die Rinder den Raum eben abgegrast hatten, das Verfahren zu wiederholen, bis es Mittag oder Abend wurde. In der freien Zeit sammelten sich die Halterbuben des ganzen Umkreises, zündeten ein gemütliches Feuerchen an, brietten Kartoffeln und vertrieben sich die Zeit mit allerhand Schabernack. Die Zeit war schön.

Vollgeladen trottete des Abends das liebe Vieh heim und hintendrein singend und pfeifend die lustigen Hirtenknaben ein schönes Idyll, eine herrliche Zeit.

Aber leider sollte es anders kommen. Die Wiesen waren abgegrast, und nun kam die Zeit des Freihaltens. Mit einem gewissen Stolze sah ich diesem zweiten Teile meiner Wirksamkeit entgegen, hatte ich doch das Gefühl, daß dieses Angeseilhalten eine meiner Leistungsfähigkeit nicht ganz entsprechende Tätigkeit sei, daß ich da eigentlich mehr fürs Faulenzen als fürs Arbeiten gezahlt werde.

Bei dem Freihalten galt es nun mit der Peitsche in der Hand, meine Pflegebefohlenen genau in dem von mir begrenzten Bereiche zu halten, die Tiere entweder auf ein Stoppelfeld zu beschränken, in dem sie sich mit den zwischen den Stoppeln sprießenden Gräsern zu begnügen hatten, oder sie aber auf den schmalen Wiesenstreifen zwischen den klee- und Rübenfeldern zu halten.

Ich erhielt den strengen Auftrag, die Rinder ja nicht in ein Kleefeld zu lassen, weil sie dabei Schaden anrichten können, da der Klee für den Winter gebraucht werde und der Nachbar, dem das Kleefeld gehöre, Spektakel schlagen würde und sie auch selbst Schaden leiden, sich in der Hast so vollfressen würden, daß sie angebläht würden und dadurch zugrunde gehen könnten. Ausgerüstet mit einer großmächtigen Peitsche, trat ich voll frohen Mutes und mit einem gewissen Stolze den zweiten Teil meiner Aufgabe an.

„Zieh dir deine Schuh' an!“ mahnte mich der Sohn der Bäuerin.

„Ah was, für was hrauch' ih Schuh'!“ war meine Antwort.

Aber sehr bald sollte ich gewahr werden, wie unrecht ich getan hatte, diesen Warnungsruf in den Wind zu schlagen. Dieses Freihalten stellte Anforderungen an mein Amt, die ich mich nicht hätte träumen lassen. Das liebe Rindvieh, so dumm es auch gescholten wurde, fand aber doch bald heraus, daß der üppige Klee auf den umliegenden Äckern besser schmeckt als die einzelnen Grasbüschel, die zwischen den Getreidestoppeln mühsam herausgesucht werden mußten, und da war es bald die „Zickin“ und bald die „Falbin“ und bald die „Scheckete“ und bald die „Geblüamte“, die einen kleinen Abstecher in das linksseitige oder in das rechtsseitige Kleefeld zu machen versuchte, und da hieß es laufen, von einem Ende des Stoppelfeldes zum anderen, um die zurückzujagen und dann die andere, und das ging so fort den ganzen Tag. Die erste halbe Stunde hatte es mir Spaß gemacht, dann aber wurde es bitter ernst. Ganz abgesehen davon, daß des Lausens kein Ende war und mich meine Beine kaum mehr zu tragen vermochten, wurde ich auch bald gewahr, warum mir der Sohn des Bauern, der Hiasl, zugerufen hatte, ich soll mir meine Schuhe anziehen. Jedesmal, wenn ich ein Stoppelfeld durchqueren mußte, mußte ich auch auf die Stoppeln treten, und die stachen, daß ich schreien mußte. Mit vielem Ah und Hu war so eine Tour begleitet, und ich wünschte mir nichts sehnlicher, als meine, wenn auch nicht guten, aber doch die armen Sohlen schützenden Schuhe am Fuße zu haben.

Todmüde und hinkend trat ich den Heimweg an, pfeifen und singen hatte ich verlernt und so sehr ich in der Frühe mit der neuen Peitsche geschmalzt, jetzt vergaß ich sogar das. Nur unmittelbar vor dem Hause raffte ich meine lebte Kraft zusammen, schmalzte und pffiff und warf mich in die Brust, ich mochte vor dem Hiasl um keinen Preis als der arme Hascher, wie er mich schon einmal genannt hatte, dastehen.

Gern konnte ich den Hiasl ohnehin nicht leiden. Er, um zwei Jahre älter als ich, hatte so eine eigene Art, mich, den armen Inwohnerssohn, zu behandeln. Ohne mit mir eigentlich grob zu werden, hatte er eine so spöttische Art. Er sah in mir, weil es ihm ja bekannt war, daß ich in einer Stadt aufgewachsen war, nicht nur den armen Inwohnerssohn, sondern auch das verweichlichte Stadtkind und brachte dies bei jeder Gelegenheit zum Ausdrucke.

Seine erste Frage, als er mich erblickte, war daher auch, wie es mir beim Freihalten gegangen sei, und ob es mich nicht gereut habe, die Schuhe nicht mitgenommen zu haben.

„Deine zarten Stadtfußerln werden dir nicht schlecht weh getan haben auf den Stoppeln, was?“

Dadurch hatte er mich schon zum Widerspruche gereizt. Ihm vermochte ich es absolut nicht einzugestehen, wie sehr er recht hatte, und trotzig erwiderte ich, einfach und kurz: „I hab’ nix g’spürt!“

„Wirst sie noch gerne anziehen, deine Schuhe, wirst noch froh sein, daß d’ ane hast,“ war seine, auch schon etwas gereizte Antwort. „I brauch’ kane Schuah!“ war meine letzte Erwiderung.

Wie sehr mich diese Antwort noch reuen würde, wurde ich schon am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, gewahr. Wie gerne hätte ich mir meine Schuhe angezogen, aber der verflixte Hiasl, war es Absicht oder nicht, ich weiß es nicht, stand beim Austrieb im Hof, und da mochte ich ihm beileibe nicht den Gefallen tun und ihm dadurch, daß ich Schuhe am Fuße hatte, Gelegenheit geben, sich über mich lustig zu machen.

Und der zweite Tag wurde noch viel schlimmer, als es der erste war. Das Laufen wurde noch viel ärger, weil die Weide auf dem Stoppelfelde noch viel magerer war als an dem ersten, und das Stehen durch die Stoppeln noch empfindlicher, weil die Füße noch vom Vortage her schmerzten.

Unter noch viel ärgerem Ach und Weh ging auch dieser Tag zu Ende. Meine Fußsohlen bluteten bereits, manche Stoppeln waren durch die Haut bis tief ins Fleisch gedrungen. Das Hinken konnte ich nun nicht mehr verbergen. Wer beschreibt aber das Entsetzen, das mich ergriff, als mir der Hiasl des Abends in aller Seelenruhe mitteilte, daß am Nachmittage meine Mutter da war, mich aber nicht so weit auf dem Felde besuchen konnte und meine Schuhe mitgenommen habe, um sie, weil ich sie ohnehin nicht brauche, für die kommende Schulzeit herrichten zu lassen.

„Warum hast du sie mitnehmen lassen?“ herrschte ich, fast weinend, den Hiasl an.

„Weil du sie so nicht brauchst, wie du ja selbst gesagt hast,“ höhnte mich der Hiasl an.

Abends fiel ich vor Müdigkeit völlig ins Bett, die schmerzenden Füße fühlte ich kaum mehr, in wenigen Minuten lag ich im tiefen Schlaf. Aber der nächste Tag. Früh morgens hinkte ich bereits. An einigen Stellen begannen sich Eiterungen zu bilden. Und wieder keine Schuhe zum Anziehen. Mein Stolz war gebrochen, wie gerne hätte ich meine Schuhe, trotz der spöttischen Blicke und Bemerkungen des Hiasl, angezogen. Aber sie waren nicht mehr da, und vier Stunden Zeit, sie zu holen, hatte ich nicht, ganz abgesehen davon, daß sie ja beim Schuster und vielleicht gerade in Arbeit waren.

Auf dem Felde war's nun schrecklich. Wieder dasselbe Stoppelfeld, wieder dasselbe Laufen und wieder diese grausamen Stoppeln, von denen so viele ausgerechnet genau in dieselben Wunden drangen, die tags vorher von andern gestochen wurden und, wenn so eine Stoppel in eine eitrige Stelle drang, wie das schmerzte, wie ich zusammenzuckte und vor Schmerz aufstöhnte. Einige Stunden ging es so, aber dann warf ich mich vor Schmerzen auf die Erde, heulte und weinte und verging förmlich vor Weh und Pein. Und unterdessen taten sich die Kühe im üppigen Klee gütlich, und als ich sie am Abende nach Hause trieb, gab's große Aufregung, gab's Schelte und Prügel, und der Viehdoktor mußte geholt werden, weil die Tiere zu viel Klee gefressen hatten.

Und noch ein solcher Tag, aber kein ganzer mehr. Die Wunden waren eitriger, die Stoppeln schmerzten noch ärger, es waren Dolchstiche, die von den Füßen bis zum Herzen drangen. Nur eine Stunde machte ich noch mit, dann nahm ich Reißaus, hinkte, so gut es ging, meiner Heimat zu, ließ Kühe Kühe sein und ertrug gelassen und ruhig die Vorwürfe meiner Mutter, die der Befürchtung Ausdruck gab, daß nun der Lohn für meine Mühe und Plage verloren sei, daß ich keine neuen Schuhe bekommen werde. Und sie hatte recht gehabt. Um nächsten Sonntag kam die Mitzl, die Dirne, und teilte uns mit, daß noch einmal der Tierarzt geholt werden mußte, daß eine Kuh bald ganz eingegangen und heute noch krank sei, daß der Bauer wütend sei und daß ich selbstverständlich keine neuen Schuhe bekomme.

Das war das Ende meiner Hirtenzeit in den Ferien. Hoffentlich geht's nicht allen jungen Hirten so, hoffentlich leiden nicht alle so wegen ein Paar Schuhe.



ZWEIERLEI WEIHNACHTEN

Im ersten Jahre nach dem Kriegsende wars. Weihnachten, das Fest der Liebe und der Freude hatte bereits begonnen. Dort und da glänzten bereits die Lichterbäume auf. Tausende und Tausende der großen Stadt harrten mit kaum zu meisternder Ungeduld all der schönen Dinge, die da kommen werden. Tausende von stürmischen Kinderherzen pochten zum Zerspringen schnell, Tausende von Ohren lauschten gespannt auf das Zeichen zum schönsten Feste des Jahres und ein wenig später, und in Tausenden von frohen Augenpaaren erstrahlte nicht nur das heilige Feuer froher Lust und Freude, sondern spiegelten sich auch die strahlenden

Lichtlein des leuchtenden Weihnachtsbaumes. Eitel Lust und Freude für die vielen tausend! Ein Freudenfest für groß und klein, für die Geber und für die Beschenkten, ein Freudenfest aber besonders für die Kleinen.

In einem Vorstadthause harrten die Kinder des Hauses auf das Zeichen zum frohen Fest. Ober der Zimmertür ist die elektrische Klingel, die sonst immer die Anna zur Mutter ruft. Sie wissen, ihr nächstes Klingeln gilt heute nicht der Anna, sondern ihnen, den fünf Kindern des Hauses, das nächste Klingeln ist der langersehnte Moment, auf den sie seit Monaten und Wochen warten. Die liebe Anna hat heute ihre Not. Selbst ein blutjunges, kaum siebzehnjähriges Ding, muß sie die fast unbändigen Jungen meistern. Der eine drängt und bestürmt sie mit Fragen jede Minute lang, der andere macht, um die Zeit zu kürzen, einen Dauerlauf um den runden Tisch, der dritte und der vierte raufen sich um den Platz beim Schlüsselloch, und so geht es fort, bis auf einmal die schrille Klingel ertönt. Einmal, zweimal, dreimal! Der Schlüssel dreht sich im Schlosse, die Flügeltüren öffnen sich, und

das strahlende Lichtermeer läßt sie einen Augenblick erstaunen und dann in laute Freudenrufe ausbrechen. Und dann stürmen sie in die große Stube, zum großen, langen Tische mit seinen vier Sesseln, und ein jeder weiß schon vom Vorjahre her seinen Platz. Und laute Freudenrufe ertönen bald von dort und bald von da. Willi hat seine so heiß ersehnte Taschenuhr, Pepi seine Schlittschuhe und sein Markenalbum, der Toni seine große Dampfmaschine, der Viktor einen mordsgroßen Matadorbaukasten und die Gretl wieder eine schöne Puppe und ein schönes Puppenzimmer erhalten, zudem noch jedes ein schönes Buch und andere Kleinigkeiten und außerdem noch jedes von ihnen einen großen Teller mit Naschwerk.

Ihre Gesichter strahlen vor Freude, und jetzt haben sie erst etwas Zeit für den schönen Weihnachtsbaum, der wieder wie alle Jahre, trotz der ernstesten Beteuerung der Eltern, daß er kleiner als der letzte sein werde, doch wieder größer als alle seine Vorgänger geworden ist. Nun beschenken sich auch die Eltern gegenseitig, und der Großvater und die Großmutter bekommen auch etwas ab, nicht ohne daß auch sie für jeden ein Geschenk in Bereitschaft haben. Und zuletzt kommt auch die Anna daran, ein Stück Stoff für ein neues Kleid, ein schönes Buch und auch ein großer Teller mit Gutigkeiten sind ihr Geschenk. Unter fröhlichem Geplauder geht der schöne Abend, obwohl ausnahmsweise recht spät, für die glücklichen Kinder doch viel zu früh, zu Ende.

Ein Uhr nachts ist es schon, endlich ist alles zur Ruhe gegangen. Im Kinderzimmer plaudern die Glücklichen noch ein hübsches Weilchen mit ihren Sachen im Bette, bis der Vater endlich mit einem kleinen Griff am elektrischen Knopfe dem frohen Feste den endgültigen Abschluß gibt. Bald träumen auch die Kleinen alle die schönsten Träume ihres Lebens. Stille ist's geworden, durch die dunkle Nacht glitzert der Silberschmuck des Baumes, und draußen wirbeln die Flocken lustig und munter zur Erde, als wüßten sie, wie sehr sie dadurch beitragen, die Freuden des Festes zu erhöhen.

Die einzige Seele im ganzen Hause, die nicht schläft, ist die Anna. In ihrem kleinen Dienstbotenkämmerchen ist sie auch endlich zur Ruhe gekommen. Aber sie kann keine Ruhe finden. Das schöne Fest, das sie heute miterlebt, wirkt in ihr ganz besonders nach. So viel Lust und so viel Freude und vor allem so viel Liebe hat sie noch nie gesehen. Und sie sinnt und denkt und fängt an zu grübeln, und ihr ist so eigenartig zumute, und sie macht sich völlig Vorwürfe, daß sie dieses schönen Festes nicht recht froh werden konnte, und sie beginnt sich zu schämen, als sie gewahr zu werden beginnt, daß das Gefühl, das sie beschleicht, häßlich ist, daß sie an diesem Tage der Liebe und der Freude ihren Mitmenschen Liebe und Freude neidet, und dazu noch den Menschen, die in ihrer Freude und in ihrem Glück auch auf sie

nicht vergessen haben. Und sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Auf einmal kommt es über sie mit unwiderstehlicher Gewalt, sie bricht in Weinen und Schluchzen aus, ihr junger, zarter Körper wird geschüttelt vor Schmerz, sie weint. um ihre verlorene Kindheit, sie weint um Liebe und Glück.

Und die freude- und liebeleeren Tage ihrer Kindheit ziehen vor ihrem geistigen Auge vorüber. Sie war das Kind eines Werksarbeiters in einem größeren Industrieort und hatte außer einem älteren Bruder noch drei jüngere Geschwister. Freuden hatte sie in ihrer Kindheit nie gekannt, Liebe in ihrer Familie fast nie verspürt. Wohl wußte sie, daß sie die Mutter liebte, aber wie selten war dieses Gefühl zum Durchbruche gekommen. In fernen Tagen, sie mußte noch klein, sehr klein gewesen sein, ward sie einmal geherzt und geküßt von ihrer Mutter und auf den Knien gewiegt von ihrem Vater. In ferner Zeit schien die Sonne des Glückes auch in ihr Heim und erwärmte auch ihre liebeshungrige Seele. Von dieser fernen Zeit her kannte sie noch das frohe, sonnige Leuchten in den Augen der Mutter und den freundlichen Willkommengruß des Vaters. Dann aber kam die böse, schreckliche Zeit. Immer seltener war der Vater zu Hause, immer ernster, immer vergrämter wurden die Mienen der Mutter und nicht lange, und Zank und Streit waren fast tägliche Gäste im Hause und nicht lange, und sie wußte auch die Ursache dieser Wendung. Der Vater hatte neue Freunde gefunden, der Vater suchte mit ihnen neue Freuden nicht mehr in seiner Familie, nicht zu Hause, sondern im Wirtshaus, und nicht lange dauerte es, und er war zum Trinker geworden.

Und Anna sah zurück in die schreckliche Zeit, in der die arme Mutter an den Lohntagen in fieberhafter Spannung, beim Fenster stand und in banger Erwartung zu hoffen wagte, daß der Vater doch nach Hause kommen und ihr die notwendigen Mittel für den armen Haushalt geben werde. Sie sah im Geiste die vielen, vielen Samstagabende, an denen die arme Mutter vergebens wartete, sie sah wie die kleine Gestalt am Fenster immer kleiner und, kleiner wurde, je länger die Schatten des Lichtes wurden und sie sah, wie die arme Mutter unter der Sorge und dem Weh, unter der furchtbar schweren Last, an der sie zu tragen hatte, zusammenbrach und wie oft ihr langes Warten mit dem hoffnungslosen Seufzer endete : „Schon wieder kommt er nicht heim! Wie wird das werden, wovon werden wir leben ?“

Dann spät nachts, wie solche Samstage endeten, das Gepolter und Geschrei des Vaters, die bitteren Vorwürfe der Mutter und dann gar, sie war schon sechs oder sieben Jahre alt, die dumpfen Schläge vom Nebenzimmer, wo die Eltern mit den ganz Kleinen schliefen, und das Aufheulen der Mutter. Es war schrecklich. Sie und ihr älterer Bruder weinten, die Kleinen schrien. Und dann waren es nicht mehr die Samstage und die Sonntage allein, an denen es solche Szenen gab; mit dem Vater wurde es täglich schlimmer, er war zum Trunkenbolde geworden. Zu Hause war es immer trauriger geworden. Sollten sie nicht verhungern, mußte die Mutter Arbeit suchen, und ihr und dem Bruder Hans war die Sorge um das Haus und die Geschwister überlassen. Daß sie nicht zur Schule konnten, grämte sie nicht mehr, ihre Kleider waren zu Lumpen geworden. Der Vater erübrigte fast nichts mehr von seinem ohnehin bescheidenen Lohn, und die Mutter vermochte kaum die nötigen Mittel fürs Essen aufzubringen.

Zu alledem aber noch das bittere Gefühl der Schande und der Schmach, die der Vater durch sein Lotterleben übers Haus brachte, und zu alledem aber noch das entsetzliche Gefühl, den Vater, den man so gern lieben möchte, nicht lieben zu können, vom Vater überhaupt keinen Blick der Liebe, höchstens Schelte und Prügel zu bekommen und täglich zu sehen, wie die Mutter immer ernster und vergrämter und einsilbiger wurde und für sie auch nichts mehr übrig hatte.

In diesen traurigen Verhältnissen waren sie größer und größer geworden, und der Hans, zwei Jahre älter als sie, war in die Fabrik gekommen. War auch der Verdienst des Bruders, den er treulich bis zum letzten Heller der Mutter ablieferte, eine willkommene Hilfe, so war für die Mutter mit dem Größerwerden ihres Ältesten sehr bald eine neue schwere Sorge entstanden. Hans zürnte dem Vater schon seit Jahren, und je älter er wurde, desto größer wurde sein Groll, und von stiller Widersetzlichkeit kam es, als er einmal selbst verdiente, gar bald zu offenem Streit. Und als es wieder einmal zu einem solchen Auftritte kam und der Vater seinen Sohn schwer mißhandelte, packte Hans sein Bündel und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Später dann war auch sie vierzehn Jahre alt geworden und, so gerne sie die Mutter im Hause behalten hätte, der Vater jagte sie in seinem Rausch als Umsonstfresserin, wie er sie nannte, fort.

Seit dieser Zeit war sie in die Stadt in den Dienst gekommen, hatte nichts als schwere Arbeit bei oft schlechtem Lohn und schlechter Kost gefunden, und jetzt erst, seit einem Jahre, war sie in dieser Familie, wo sie heute so viel Freude, so viel Glück gefunden, eine so schöne Weihnachtsfeier miterlebt hatte und wo man auch sie mit Liebe umgab und menschenwürdig behandelte.

Weihnachten wie dieses Haus hatte das ihre noch nie gesehen. Nicht die reichen Geschenke waren es, um die sie die glücklichen Kinder beneidete, nur nach Freude und Liebe für sich, für ihre armen Geschwister und für ihre arme Mutter lechzte sie. Einmal nur möchte sie ihr armes Muütterlein fröhlich sehen, ihre kleinen Geschwister herzlich lachen und tollern hören, und einmal wieder möchte sie einen Vater haben, so freundlich und so gut, wie es der eine war, der heute die Seele dieses schönen Festes war. Und einmal möchte sie wieder ihren geliebten Bruder sehen, mit dem sie so viel Arbeiten, Sorgen und Leiden geteilt hatte.

Mit diesen bescheidenen Wünschen schlief sie endlich ein.

Christtag ist's. Mittag schon lang vorbei, das fröhliche Geplauder vom Vorabende hatte seine Fortsetzung gefunden. Kleine Gäste waren ins Haus gekommen, die mit ihren Geschenken, die sie mitgebracht hatten, prunkten und die Geschenke der anderen bewunderten.

Ännchen ist in der Küche und kochte den Nachmittagskaffee. Die Türglocke klingelte, Ännchen macht auf.

„Jessas, der Hans!“ schreit sie auf! und die beiden liegen sich in den Armen.

„So was, wie gut du ausschaust, und wie froh und lustig! Warst daheim? Wie geht's denn z' Haus? Was macht die Mutter?“

„Aber geh, Tschapperl, du fragst doch zu viel auf einmal, das kann ich dir ja nicht alles beantworten, nur das eine will ich dir sagen, daß ich eine große närrische Freude hab', ich werd' dir schon erzählen.“

Die Frau des Hauses hört die Freudenbotschaft der Anna, gibt ihr sofort den Nachmittag frei, und Hans und Ännchen plaudern in der Kammer.

Und der Hans hat Neuigkeiten. Und was für welche!

Und der Hans kramt aus. Nicht von ihm erzählt er viel, von seinen Kriegsleiden und von seiner Gefangenschaft, von der er erst seit einigen Tagen zurückgekehrt ist, sondern von daheim.

„Denk? dir nur, denk' dir nur, der Vater trinkt nicht mehr — —“

„Jessas, jessas, was du nit sagst! Das ist ja nit zum Glauben! Na, so was, wann's nur wahr is! Nit zum Glauben!“

„Ja, ja, es is aber wahr! Gar Abstinenzler is er worden. Waßt, das san Leut', die bei an Verein sein, die überhaupt gar nix trinken ...“

„Ja, ja, i waß schon, in der Stadt sein viele, unser Herr is a aner.“ —

„Ja, und die Weihnachten hätt'st segn solln, die wir g'habt hab'n. Schier nit zum Glauben. An großmächtigen Christbaum und a Freud' im Haus, i sag' dir's, ganz anders, ganz anders is' z' Haus. Und der Vater nit zum Kennen, wia ausg'wechselt, und die Mutter, dö Freud'. Um an Hals gfall'n is sie mir beim Weihnachtsbaum voll Freud', und in Vatern hat's abbutzelt, und der Vater hat ihr beim brennenden Baum versprochen, daß er so bleiben wird, und mir hat er di Hand druckt und hat mi abg'halst. Und wie oft hat er g'sagt, schad', daß die Annerl nit da is, und heut' hat er mi abag'schickt zu dir, i soll dich grüaßen, und du sollst bald auf an Tag z' Haus kumman...“

Und so erzählte der Hans weiter, und die Anna kam aus dem Staunen nicht heraus.

„Jessas, Jessas ! So a Freud'!“ schrie sie mehrmals auf, bis die Frau den Hans zur Jause lud und die Anna ihre Neuigkeiten auch bei dem Herrn und bei der Frau anbringen konnte, bei welcher Gelegenheit sie ihre ganze Kindheitsgeschichte erzählen mußte.

„Ja, da müssen Sie morgen schon nach Hause fahren,“ meinte der Hausherr, selbst freudig bewegt, „und ich werde Ihnen einige Bücher und Schriften mitgeben für Ihren Vater, damit er in seinen guten Vorsätzen bestärkt wird, und auch Ihnen, lieber junger Mann, wird's nicht schaden, wenn Sie auch Abstinenz werden. Was meinen Sie?“

„Ich bin's schon, hab's schon dem Vater versprochen und werd's auch halten.“

„Na, und darf i's vielleicht nicht werden?“ fragt, schelmisch lächelnd, die Anna. „Na, warum nicht?“, fragt der Hans; „die ganze Familie muß' werden. Gelt Annerl?“

Hochbefriedigt sieht ihnen der Hausherr nach.

„Da wurde wieder einmal eine gute Arbeit geleistet,“ ruft er aus, „wer diesen Vater zur Abstinenz bekehrt hat, hat sich ein großes Verdienst erworben. Es geht vorwärts und aufwärts, trotz der vielen Spötter. Mit all ihrem Hohn- und Spott können sie solche Erfolge wohl nicht verkleinern. Der Vater macht seine Frau und seine Kinder wieder glücklich, die Kinder werden selbst Abstinenzler und schaffen wieder glückliche Familien, ein neues Leben ist's, das da begonnen wird, wahrlich eine schöne, heilige Sache, des schweren Kampfes würdig.“

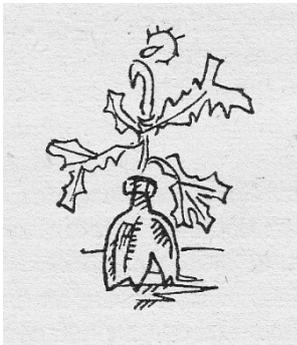
„Kinder, habt ihr die Erzählung des jungen Mannes gehört?“

„Ja, Vater!“

„Wollt ihr eure Nutzenwendung daraus ziehen und zu den Leuten gehören, die da geloben, nach besten Kräften dahin zu wirken, daß das Unheil, das durch den Alkohol in die Welt gesetzt wird, verringert und endgültig beseitigt werde? Kinder, wollt ihr kämpfen und wirken für eine bessere Welt, für ein neues Leben? Kinder, wollt ihr selbst schöne, gute und wahre Menschen werden und euer ganzes Bestreben dafür einsetzen, daß es auch eure Mitmenschen werden?“

„Ja, lieber Vater, ja!“

„Dann, liebe Kinder, wenn ihr aus den Erzählungen der beiden jungen Leute diese Erkenntnis in euch aufgenommen habt, wäre dieses Erlebnis das wertvollste Christgeschenk, das man euch geben könnte. Vergesst nicht auf diese Weihnachten, damit ich euch nie in eurem Leben daran zu erinnern brauche.



Nachwort.

Dieses Büchlein erscheint nun in zweiter Auflage. Es hat bei seinem ersten Erscheinen eine so liebevolle Aufnahme gefunden, daß ich den Mut fand, trotz der schwierigsten Verhältnisse an die Herausgabe einer zweiten Auflage zu schreiten.

In einem neuen Gewand ist das neue Büchlein erschienen. Die rührige Verlagsdruckerei hat keine Mittel gescheut, um das neue Büchlein schöner und besser auszugestalten. Der neue Buchschmuck wird auf den ersten Blick auf viele etwas ungewohnt und befremdend wirken. Wenn sie sich aber in den Geist des Künstlers vertiefen und die Bilder so sehen, wie er sie gesehen hat, werden sie ihn und sein Werk lieb gewinnen.

Eine kleine Änderung hat die zweite Auflage noch erfahren, die letzte Erzählung, das „Eigenartige Weihnachtsgeschenk“ wurde auf den Rat vieler Freunde weggelassen. Sie wird in einem später erscheinenden Büchlein, das nur für Eltern und Erzieher bestimmt sein soll, wieder aufgenommen werden.

Es erübrigt sich nur noch, bezüglich zweier Erzählungen einige erläuternde Bemerkungen zu machen. In unserer neuen Zeit können es viele nicht begreifen, daß im „Ostergeschenk“ ein armes Kind, ein Schuljunge wegen eines verhältnismäßig so geringen Vergehens, wie es die Fundverheimlichung darstellt, vor Gericht gestellt wird. Sie mögen bedenken, daß die Geschichte aus der Vorkriegszeit stammt und daß damals diese Dinge leider möglich waren. Wenn dies heute auch nicht mehr so ist, so können aber immer noch Kinder über 14 Jahre vor den Strafrichter gestellt werden. Daß sie einsichtsvolle Eltern und Erzieher und menschliche

Richter finden mögen, ist mein innigster Wunsch und zu diesem Zwecke wurde diese Erzählung geschrieben und auch in die neue Auflage aufgenommen.

Auch der „Letzte Hunderter“ stammt aus dieser alten Zeit. Unsere Aufgabe soll es sein, unseren Kindern heute aufzuzeigen, wie es einstens war, und ganz besonders müßte es unsere Aufgabe sein, ihnen zu zeigen, welche Fortschritte die Menschheit auf diesem Gebiete gemacht hat. Wenn eingewendet wurde, daß diese Erzählung von vielen Kindern noch nicht verstanden werden kann, so möchte ich darauf verweisen, daß sich das Büchlein: „Ins neue Leben und andere ernste Erzählungen für die reifere Jugend“ nennt, daß es also nur für reifere Kinder geschrieben ist. Großen Wert legen aber alle fortschrittlichen Erzieher darauf, daß die Bücher, die die Kinder lesen, auch von ihren Eltern und Erziehern gelesen werden. Welch schöne Aufgabe wäre es nun für die Eltern und die Erzieher, gerade bei dieser Erzählung ihren Kindern Aufklärung über den alten Militarismus, über den Geist dieser alten Zeit zu geben. Wie viel könnten verständnisvolle Eltern und Erzieher ihren Kindern geben, wenn sie diese Anregung, und nichts anderes soll diese kleine Skizze darstellen, aufgreifen und gut verwerten würden. Mit der Frage: „Muß es denn Soldaten und Militär geben?“ schließt die kleine Erzählung ab, die Eltern und die Erzieher haben es in ihrer Hand, darauf die richtige Antwort zu geben.

Möge dieses neue Büchlein so viel neue Freunde finden, wie es das erste gefunden hat. Meinen jungen Freunden danke ich für die liebevolle Aufnahme und den Eltern und den Erziehern für die gütige Nachsicht und das freundliche Wohlwollen, das sie mir in so reichlichem Maße bekundeten. Für die reiferen Kinder, aber auch für Eltern und Erzieher, wurde das Büchlein geschrieben, mit viel Liebe und Freude, nicht, um bloß ein neues Buch auf den Markt zu bringen, sondern um damit erziehend, veredelnd und bildend zu wirken. Die freundliche Aufnahme, die das Buch gefunden hat, beweist, daß mein ernstes Bestreben Verständnis fand.

Von einem einzigen Gedanken war ich beseelt: Durch die Schilderung von Kinderleiden, die teils aus meinen eigenen Kindheitserinnerungen, teils aus Beobachtung anderer Kinderschicksale geschöpft wurden, meinen Teil dazu beizutragen, die Kindheit so vieler armer Menschenkinder schöner und besser zu gestalten. Aus Freundschaft wurden diese Zeilen geschrieben; mögen mir die jungen Leser weiter ihre Freundschaft und ihre Eltern und Erzieher weiter ihre freundliche Unterstützung schenken.

„Ins neue Leben“ betitelt sich das Buch, möge es nur einen ganz kleinen Teil dazu beitragen, unserer Jugend und der ganzen Menschheit neue Pfade zu weisen.

Ein großer, einheitlicher Geist durchweht unsere schwere Zeit: die Erkenntnis, unsere ganze Hoffnung für die Zukunft auf unsere Jugend aufzubauen. Zeitgemäße Reformen für Schulen und für die öffentliche Fürsorge sind teils schon geschaffen, teils sind sie im Werden. So notwendig sie sind, so wenig darf darauf vergessen werden, daß all die Arbeit auf diesen Gebieten nicht ausreicht, wenn es uns nicht gelingt, im Elternhause die Grundlagen dafür zu schaffen. Die Eltern und oft noch mehr die größeren Geschwister sind in allererster Linie die Erzieher unserer Kinder. Ihr Beispiel wirkt mehr als die ganze Erziehungsarbeit außer dem Elternhause.

Nicht nur an die reiferen Kinder, sondern auch an die Eltern wendet sich daher dieses Buch. Möge es ihnen nicht nur einige Stunden schöner Unterhaltung bieten, sondern möge es auch beide Teile zum Denken bringen, zum Nachdenken darüber, wie es ihnen möglich ist, ihren Teil dazu beizutragen, den heißen, sehnsüchtigen Wunsch des Verfassers zu erfüllen, unseren

Kindern eine freudvollere Kindheit und der ganzen Menschheit bessere und tüchtigere Menschen zu geben.

In Freundschaft

Der Verfasser